

BASYS

Berichte des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision

Worte des Generalsekretärs	3
Es gibt noch vieles hier zu sehen.....	4
Fachtagung zur Systemischen Sozialarbeit.....	27
Integration – ein Wort auf der Suche nach Inhalten	30
"Knapp daneben...."	32
Was man gelesen haben muß.....	34
Bücher	38



BASYS

Berichte des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision

Herausgeber und Eigentümer:

Arbeitskreis für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision,
Paulinensteig 4a, A-1160 Wien

Redaktion:

Prof. Dr. Walter Milowiz

Verleger, Druck und Vertrieb:

Prof. Dr. Walter Milowiz, Paulinensteig 4a, A-1160 Wien

Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzungen, Nachdruck, Vervielfältigung jeder Art, Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen sowie Speicherung in Datenverarbeitungssystemen, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe gestattet.

Worte des Generalsekretärs

Liebe FreundInnen und KollegInnen,

Die Dinge laufen wieder mal Ihren gewohnten Gang, der Supervisions-Aufbaulehrgang für "ältere" Absolventen des Basislehrganges steht, den Basislehrgang und den darauf aufbauenden Supervisionslehrgang mußte wir leider absagen (unter anderem deswegen, weil sich einige zu spät angemeldet hatten..).

Das "Projekt G2", wie es sich inzwischen nennt, ein EU-Lernpartnerschaftsprojekt, an dem sich ASYS, die Volkshochschule Wien-Ottakring und der Campus Favoriten beteiligen werden, ist noch in der Planungsphase, in nächster Zeit werden wir uns überlegen, welche Einrichtungen aus dem Ausland wir zum Mitmachen animieren wollen. Unser Ziel mit diesem Projekt wäre, im Frühjahr 2007 eine Tagung zum zehnjährigen Jubiläum des Vereins zu veranstalten, die auf dieser Lernpartnerschaft aufbaut. Näheres dazu finden Sie im Heft. Ich freue mich, dass es dafür Interesse gibt.

In diesem Sinn,
Ihr Generalsekretär.

Es gibt noch vieles hier zu sehen...

Überlebensstrategien für Sozialarbeiter

Diplomarbeit zum Lehrgang „Systemische Sozialarbeit“ des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision. April 2004

Renate Fischer

*es gibt noch vieles hier zu sehen
manche unberührte stelle
es gibt noch vieles zu verstehen
aus deinem himmel, deiner hölle
in der mitte deiner zweifel
hast du gelernt, doch wieder
aufzustehen, wenn du fällst
worauf wartest du
(Laith Al-Deen; Liedtext)*

EINLEITUNG

Dies ist einer von diesen Träumen, die der Wirklichkeit manchmal so trügerisch nahe kommen - bei dem die Grenzen so leicht verwischen - selbst im Nachhinein betrachtet.

...Ein Film. Offenbar sitze ich in einem Kino. Vor mir auf der Leinwand ein Büro, eine Frau an ihrem Schreibtisch. Ein seltsam vertrautes Bild – vertraute Umgebung, vertraute Haltung, vertraute Hintergrundgeräusche...

Ringsherum das Handwerkszeug, das professionelle Hilfe ja erst wirklich professionell macht: das Telefon, der Bildschirm links von ihr, Infomappen, Broschüren, Adressverzeichnisse daneben.

Kameraschwenk nach rechts: Aktenberge - wohl viel zu viele für einen Arbeitstag. Allein der Anblick lässt schlagartig ein vertrautes Gefühl von Stress und Überarbeitung aufkommen. Welch zuverlässiger Auslöser vorhersehbarer Gefühle!

Hinter dem Schreibtisch der Aktenschrank mit erledigten und in Evidenz gehaltenen Akten. Dinge also, die die Hauptdarstellerin zumindest eine zeitlang hinter sich gebracht zu haben scheint.

Daneben ein Kasten mit jeder Menge Formulare, wahrscheinlich für jede Menge Gelegenheiten und Problemlagen.

Am Schreibtisch liegend ein Statistikblatt, das offenbar daran erinnern soll, alles in der richtigen Art und Weise festzuhalten, um Sinnhaftigkeit und Effizienz und was auch immer statistisch auswerten zu können.

In ihrer Hand befindet sich einer dieser blauen Bic-Kugelschreiber, wie sie auch bei mir im Büro so hilfreich zur Verfügung gestellt werden. Die, die immer so leicht in fremden Schubladen verschwinden – nie wieder als die eigenen identifizierbar. Und die dann überraschenderweise und scheinbar nach eigenen Gesetzmäßigkeiten oft um ein vielfaches vermehrt den Weg in den heimatischen Schreibtisch zurückfinden. Wer kennt das nicht!

Vor der Frau auf der Schreibtischunterlage liegt ein Blatt Papier – fast noch leer. Nur ein Name und eine Adresse sind daraufgeschrieben. Und fast schmissig steht da ein Betrag: 1800,- Euro! Mit Rufzeichen dahinter!

Das Ganze muss wohl einen Zusammenhang haben mit dem Mann, der ihr da schräg gegenüber sitzt. Zumindest hält er auch ein Blatt Papier in der Hand – sieht aus wie ein amtliches Schreiben – auf dem der gleiche Name, die gleiche Adresse steht.

Ein seltsamer Film ist das. Noch ist kein Wort gesprochen, die Szene scheint förmlich eingefroren, ein Standbild vielleicht?

Im Gegensatz zu ihrer aufrechten, leicht vorgeneigten Haltung wirkt der Mann etwas in sich zusammengesunken. Hängende Schultern, ernster Blick.

Und da erfasse ich plötzlich die Zusammenhänge:

Sie ist Sozialarbeiterin, er ist ihr Klient. Das Büro ist Teil des Sozialamtes Wien. Die Haltung der beiden und der Zettel mit Name, Adresse, Eurobetrag und Rufzeichen deuten darauf hin, dass hier ein Beratungsgespräch mit Schwerpunkt Delogierungsprävention startet. Ich muss es ja wissen, schließlich arbeite ich selbst seit Jahren im Sozialamt. Wie oft hab ich solche Gespräche wohl schon geführt? Hunderte Male? Ich könnte so was bereits im Schlaf erledigen!

Was für ein fader Film! Welch unorigineller Traum sucht mich hier heim!

Doch nun, um die Banalität dieses Traumes noch zu steigern, schlüpfte ich auch noch aus meiner Beobachterrolle heraus und mitten hinein in diese Szene, hinein in die Rolle der Hauptdarstellerin. Kam mir doch gleich alles so vertraut vor! Das bin ich! Das ist mein Büro! Der Mann vor mir ist mein Klient, der offenbar aufgrund eines Mietrückstandes (Höhe 1800,- Euro) akut davon bedroht ist, die Wohnung zu verlieren.

Und schon kommt Leben in die Szene. Los geht's! Film ab!

EIN GELUNGENES ERSTGESPRÄCH

„Was führt Sie zu mir?“, höre ich mich fragen und lausche dem, was mein Klient zu erzählen hat. Ab und zu mache ich mir Notizen, frage nach, wo Dinge unklar sind und versuche mir ein Bild zu machen von der Situation, in der er sich befindet. Wie lebt er, wie wohnt er, wer gehört zu seinem sozialen Umfeld? Wie sieht sein beruflicher Werdegang aus, wie seine finanzielle Situation? Was sind seine weiteren Wunschträume und natürlich und vor allem: mit welchen Erwartungen kommt er heute zu mir?

Was will er verändert haben in seinem Leben? Wieviel davon ist er bereit, selbst zu tun und was hat er bisher schon dafür unternommen?

Ist er - nach Insoo Kim Bergs Einteilung im Buch „Lösungen (er-)finden“ (Jong/Berg, 1998) - hier als „Besucher“, geschickt von irgendjemanden und nicht wirklich bereit, Problem und Lösung in irgendeinen Zusammenhang mit seiner eigenen Person zu bringen?

Oder kommt er als „Klagender“: „Die Welt ist so grausam! Man will mich delogieren und ich kann gar nichts dafür! Tun Sie was!“

Vielleicht ist er sogar ein „Kunde“, bereit ein Problem mit dem Mietzahlen zu erkennen und willens, etwas dagegen zu unternehmen.

Wenn diese Dinge klar sind und ich mich vergewissert habe, dass ich ihn mit meiner Einschätzung seiner Situation und seines Anliegens richtig verstanden habe, erfährt er von mir, ob er hier bei uns richtig ist und unter welchen Voraussetzungen das Sozialamt ihm helfen wird können.

Ich erkläre ihm den weiteren Ablauf, bereite ihn vor auf die nun folgende Bürokratie, erhebe seine genauen Personaldaten, kopiere alle möglichen Unterlagen und gebe tausende Daten in den Computer ein (im Traum steigern sich manche Dinge ja schier ins Unermessliche).

Dann lasse ich ihn vielleicht noch ein bisschen im Wartezimmer Platz nehmen, um ihm und mir Gelegenheit zu geben, die gesammelten Eindrücke zu verarbeiten und Raum zu lassen für auftauchende Unklarheiten und Fragen.

In Zusammenarbeit mit allen Beteiligten – sprich Klient, Vorgesetzten, Wiener Wohnen... – lege ich schlussendlich die weitere Vorgangsweise fest.

Im Laufe dieses Beratungsgesprächs würde es dem Beobachter, der ich ja nun aber nicht mehr bin, leicht fallen, einige Veränderungen in Körperhaltung, Stimmung und Tonfall an beiden Gesprächspartnern wahrzunehmen. Meine Aktivitäten steigen, der Klient wirkt zunehmend gelöster, lehnt sich zurück, ist entspannt. Er hat seine Sache sichtlich gut gemacht, die richtige Geschichte erzählt, die Notlage gut aufbereitet. Eine Zahlungszusage seitens des Sozialamtes wurde gemacht.

Auch ich hab anscheinend meine Sache gut gemacht. Der Klient ist bereit, Verantwortung zu übernehmen, wird die nächsten Monate versuchen, seine Zahlungsmodalitäten anders als bisher anzugehen, was – so hoffen wir beide – letztendlich zu anderen Ergebnissen führen und dadurch dem präventiven Ansatz des Wiener Sozialhilfegesetzes gerecht werden wird.

Auch meine Körperhaltung ist gelöst. Der Tonfall sachlich und freundlich.

Zum Abschied noch ein paar gute Worte. That's it.

Ein gelungenes Gespräch, eine hilfreiche Intervention.

Zeit zum Aufwachen!

BEGINNENDE ESKALATION

...Nur, dass sich Träume eben nicht so wirklich steuern lassen.

So wache ich nun nämlich nicht wie angenommen auf, sondern befinde mich wie doch bereits zuvor wieder an meinem Schreibtisch. Um mich das nötige Handwerkszeug – Sie wissen das ja nun bereits – vor mir das Blatt Papier mit Namen und Adresse und schnell hingeschrieben ein Euro-Betrag (mit Rufzeichen), schräg vis a vis ein Klient mit hängenden Schultern und ernstem Blick.

Also beginnt das ganze Verfahren nochmals von vorne, diesmal vielleicht mit einer Nuance weniger Engagement und Interesse meinerseits und einem Deut mehr Beharrlichkeit und Forderung seitens der Kundschaft – aber immer noch letztlich mit einwandfreiem Endergebnis.

So weit, so gut. Und während ich danach meine Gedanken zu ordnen versuche, sehe ich mich doch tatsächlich schon wieder vor besagtem Blatt Papier und beschriebenen Klienten sitzen (ist es der selbe, der gleiche oder auch nur ein ähnlicher Fall, was spielt das hier schon für eine Rolle?) und höre mich nach den persönlichen Daten und Hintergründen fragen.

Meine innere Stimme beginnt sich zu beschweren. Nicht schon wieder! So was könnt ihr doch mit mir nicht machen! Aber es folgt keine Änderung seitens der Traumregie. Also gut, einmal noch, aber dann ist Schluss!

Mein Versuch, das Ganze etwas zu straffen, verändert das Gespräch nicht unbedingt zum Vorteil. Ich werde ungeduldiger, voreiliger, der Klient ausführlicher, unwilliger. Das Ergebnis lässt sich bei weitem nicht mehr mit dem anfänglichen Ergebnis vergleichen.

Und Sie ahnen vielleicht schon, was kommt: ein neuer Klient, ein neuer Beginn. Schreckensvisionen schier endloser Wiederholungen tun sich vor meinem geistigen Auge auf. Dies ist ein Alptraum!

Denn es ist nicht so, dass die gleiche Ausgangssituation immer das gleiche Ergebnis bringt. Es ist nicht so, dass allein das Problem des Klienten den weiteren Verlauf bestimmt.

Weit gefehlt. Im Laufe der Gespräche schleicht sich bei mir zunehmend mehr Zynismus ein. (Motto: "Na, warum hamma denn die Mieten nicht einzahlt...?") Wenig später droht die Sache bereits zu eskalieren. Ein vernünftiges Gespräch ist nicht mehr möglich. Und das nicht etwa, weil sich die Probleme klientenseitig verändert haben, sondern weil schlicht und einfach mein Geduldsfaden gerissen ist. Ich kann die Geschichte nicht mehr hören. Was gehen denn mich die Probleme all dieser Leute an? Alles Gesagte nehme ich persönlich. Keine Spur mehr von anteilnehmender Haltung und sachlich-freundlichem Tonfall. Von erfolgreicher Gesprächsführung bin ich meilenweit entfernt.

Verdammt, wie konnte es bloß soweit kommen?

SYSTEMISCHE BETRACHTUNGSWEISE

Eigentlich eine interessante Frage! Am besten wir unterbrechen hier mal den Traum und sehen uns diese Entwicklung von außen an!

Versuchen wir es mit einer systemischen Betrachtungsweise. Ganz wie mein Traum ist ja auch der systemische Ansatz eine Erfindung; eine Möglichkeit, um Zusammenhänge leichter erfassen zu können. Man nennt etwas „System“ um es in dieser Form besser abgrenzen und handhaben zu können (siehe Milowiz 1998, p.23).

In meinem Traum haben wir es mit zwei Personen zu tun: dem Klienten und der Sozialarbeiterin, zwei Personen also, die miteinander in Interaktion stehen. Betrachten wir die beiden als kleines System. Ein Teil dieses Systems – der Klient – kommt mit einem klaren Wunsch: er will finanzielle Unterstützung, um seine Mietschulden begleichen zu können und somit seine Wohnung nicht zu verlieren. Zusammengefasst könnte seine Botschaft in etwa lauten: „Ich brauche Geld!“. Der andere Teil des Systems – die Sozialarbeiterin – soll im Rahmen der Delogierungsprävention wie der Name schon sagt, präventiv der Delogierung vorbeugen und hat – soweit dies für die künftige Situation sinnvoll erscheint – dafür gewisse Geldmittel zur Verfügung. Ihre Botschaft: „Ich will helfen!“

Das passt gut zusammen. Kein Wunder, dass das erste Gespräch gut verläuft und letztendlich zu einem für beide Teile guten Ergebnis führt.

Nun ändert sich im weiteren Verlauf die Ausgangsposition der Sozialarbeiterin. Der here Gedanke des Helfen-Wollens nützt sich bei zunehmender Beanspruchung ab und weicht in Richtung „Zahlen Sie gefälligst ihre Mieten ein!“ oder „Was geht denn mich ihr Problem an!“ bzw. „Wer stört schon wieder?“

Betrachtet man die Ausgangsposition des Klienten „Ich brauche Geld!“ versus „Wer stört schon wieder?“, so scheint einer Eskalation eigentlich nichts mehr im Wege zu stehen. Beide Parteien sind in einer scheinbar ausweglosen Situation gefangen. Für den Klienten bedeutet ein Abgehen von seinem Standpunkt einen existentiellen Verlust, für die Sozialarbeiterin scheint es – zumindest im Traum – auch kein Entrinnen zu geben. Die Dynamik ist ja mittlerweile bekannt: ist dieser Klient weg, steht auch schon der nächste in der Türe.

Und auch wenn es sich hier nur um einen Traum handelt, kommt mir das Ganze doch sehr bekannt vor.

Warum wohl?

TRAUM UND WIRKLICHKEIT

Machen wir noch einen Schritt zurück und vergleichen wir diese Traumsequenz doch mal mit dem wirklichen Leben.

Das Sozialamt Wien bietet derzeit jede Menge Möglichkeiten, sich in einem ähnlichen Zustand wiederzufinden. Allein die Statistiken erklären einiges:

Bezogen im Jänner 2000 noch rund 25.900 Personen Sozialhilfe, so waren es im Jänner 2004 bereits 45.600 Personen. Dies entspricht einem Anstieg von 76 %. Vergleicht man die Zahlen von Jänner 2003 mit den Zahlen von Jänner 2004 so beträgt der Anstieg der SozialhilfebezieherInnen rund 12 % .

Im Rahmen der seit 1999 laufenden Reform der Sozialhilfe in Wien versucht man diesem Ansturm notgedrungen Weise bei nahezu gleichem Personalstand Herr zu werden. Für die Sozialarbeit bedeutet dies seit der Schaffung der Sozialzentren, wo Verwaltung und Sozialarbeit nun mehr unter einem Dach angeboten wird, eine nahezu ausschließliche Fokussierung der Problemlagen auf materielle Grundsicherung (inklusive Delogierungsprävention für Mieter von Gemeindewohnungen), eine stark erhöhte Fallzahl und somit methodisch eine Schwerpunktsetzung auf Clearinggespräche und Kurzberatungen. Für längerfristiges Unterstützungsmanagement und damit die Chance auf eine variantenreichere Betreuungsarbeit als nur das ständige Absichern der Grundbedürfnisse des Hilfesuchenden, bleibt hier kaum Zeit.

Die Sozialarbeit wurde ganz bewusst an den „Eingang“ des Systems gesetzt. Das bedeutet, dass jeder nicht bereits anderswo betreute Erwachsene (ohne mj. Kinder im Haushalt), der zum ersten Mal im Zentrum vorspricht zuerst ein Gespräch mit einer SozialarbeiterIn erhält.

Im Durchschnitt führen SozialarbeiterInnen ca. 30 Erstgespräche pro Monat, pro Jahr sind das pro Sozialarbeiter ca. 360 neue Klienten, die fast ausnahmslos aufgrund eines finanziellen Problems vorsprechen.

Man kann davon ausgehen, dass ein Großteil der Klienten erst nach einer mehr oder weniger langen Reihe gescheiterter Lösungsversuche den Weg zum Sozialamt einschlägt. Die Ausgangsposition gleicht sich, die Leute kommen meist unter großem Druck - vorwiegend mit der Intention „Ich brauche Geld!“.

Fallen nun mehrere Erstgespräche auf einen Tag, so entsteht sehr schnell der Eindruck, ständig die gleiche Geschichte zu hören.

Der stete Kontakt mit in Not geratenen, verschuldeten, oft psychisch oder physisch beeinträchtigten Menschen; mit Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen, geht nicht unbedingt spurlos an einem vorüber. Man läuft Gefahr, sich so wie ich hier im Traum langsam aber sicher ein sehr einseitiges Weltbild zu kreieren.

Und plötzlich bekomme ich Verständnis für manchen allzu barschen „Amtston“, erlebe ja eben selbst hautnahe und am eigenen Leib die Entstehung von Vorurteilen, sitze nun praktisch an der Quelle des „Einbahn“-Denkens.

„Schon wieder so ein „Mietrückständler“, denke ich, „der soll doch gefälligst seine Miete einzahlen und mich in Ruhe lassen!“

RIGIDE INTERAKTIONSMUSTER

Sehen Sie nur, welch wunderbarer Nährboden sich hier aufgetan hat! Eine einfache Grundhaltung „Wer stört schon wieder?“ und alles, was mein Klient jetzt noch weiter vorbringt, interpretiere ich als Kampfansage.

Ein „rigides Interaktionsmuster“ nennt Milowiz so was (a.a.O., p. 59). Seine einzige Flexibilität besteht in der immer weiter anwachsenden Fähigkeit, Geschehnisse für seine Zwecke umzudeuten. Was auch immer mein Klient macht, mit meiner Haltung kann ich alles

integrieren, kann meine These aufrechterhalten und „nicht passendes“ ganz einfach ignorieren.

Meist wird dieses Verhaltensmuster in der Literatur klientenseitig beschrieben. Scheinbar „uneinsichtige“ Hilfesuchende, mit denen im beratenden Gespräch kaum eine Veränderung zu erzielen ist. Aber wie wir sehen, klappt das Ganze umgekehrt natürlich genauso. Ich kann das auch! Unter geeigneten Bedingungen werde ich genauso rigide wie jeder andere.

So betrachtet wäre es gar nicht so falsch, den Spieß einmal umzudrehen. Vielleicht ist es günstig, die Hilfesuchenden systemisch zu schulen, um den diversen Teufelskreisen zu entgehen? Stellen wir uns doch mal vor, endlich käme ein Klient und stellte dem Berater die Wunderfrage (siehe dazu Jong/Berg, 1998 p.111), die im übrigen eine der klassischen Interventionstechniken der systemischen Therapie und Sozialarbeit ist: „Was wäre, wenn Sie morgen früh aufwachen und ohne Ihr Wissen wäre über Nacht ein Wunder geschehen. Woran würden Sie als erstes merken, dass etwas anders ist...?“ Der Klient könnte auch eine paradoxe Intervention starten, indem er zwei divergierende Aufforderungen gibt und mir zum Beispiel mitteilt, dass er sich eigentlich eine andere Hilfe erwartete hätte, ich aber ruhig so weitermachen könne wie bisher. Von einem Amt erwarte er sich sowieso nichts anderes als diesen barschen Umgangston und so hätte er wenigstens Gelegenheit, damit umgehen zu lernen.

Oder er könnte sich um ernstgemeinte Komplimente bemühen, die mich überraschen und mir neuen Auftrieb geben würden.

Es ist nicht so, dass es dies nicht durchaus schon gibt, aber meist passieren Überraschungen und paradoxe Handlungen seitens des Klienten doch reichlich ungeschult und für uns auch nicht leicht als solche erkennbar.

Ein ungeahntes Potential täte sich hier auf. Ich bin mir sicher, systemisch geschulte Klienten wären in der Verwirklichung ihrer Ziele um einiges effektiver!

Aber diesen Gedankengang weiterzuführen, wäre wohl eine eigene Arbeit wert.

Kehren wir deshalb zurück zu meinem Traum. Dieser – mein Klient – stellt mir keine Wunderfrage, er verhält sich meiner Botschaft entsprechend ungehalten und reagiert auf mein „Wer stört schon wieder?“ mit verstärktem „Ich brauche Geld!“

Hier im Traum habe ich nicht mal die Chance, an diesem „wunderbar rigiden System“ festzuhalten: es wiederholt sich zu oft. Ich kann nicht mal zwischenzeitlich auf Urlaub gehen und mich erholen. Mein Dienstschluss rückt nicht näher und ich kann meine Energiequellen nicht zuhause auffanken, um am nächsten Tag erneut auf der Stelle zu treten. Kein Mensch hält soetwas ohne Pausen durch!

Selbst ohne Supervision, die im „wahren“ Leben oft ein guter Rettungsanker gegen das Burn-Out-Syndrom ist, erkenne ich nun, dass diese Form der Sozialarbeiter-Klienten-Beziehung mir auf Dauer zu viel Energien kosten wird.

AUSWEGLOSIGKEIT

Wie kann's also weitergehen? Was soll ich tun, um aus diesem Kreislauf rauszukommen? Handlungsbedarf ist angesagt!

Ich werde kündigen, werde einfach aufstehen und gehen. Ich mache das, doch es löst das Problem nicht. Wie sollte es auch, denn erstens würde meine Diplomarbeit dann viel zu kurz werden, zweitens würden wir uns um eine Reihe weiterer lohnender Gedanken bringen und drittens ist es ja auch im wirklichen Leben so, dass man sich mit starren Vorannahmen in allen

möglichen Situationen die gleiche Wirklichkeit konstruieren kann. Was würde mir ein Wechsel bringen, möglicherweise käme ich im nächsten Job auch wieder an genau diesen Punkt!

Es ist also klar, so schnell gibt's noch kein Aufwachen.

Sie kennen vielleicht den Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“. Dort geht's ähnlich zu. Ein Mann, der ständig den gleichen Tag wiedererleben muss. Was auch immer er tagsüber macht, am nächsten Morgen läutet der Wecker den eben erlebten Tag ein. Selbst dann noch, als er zu so drastischen Mitteln wie Selbstmord greift, findet er sich gleich darauf erneut am Beginn des selben Tages wieder..

In meinem Traum hier ist es genauso. Eine Kündigung zieht kein Aufwachen nach sich, sondern bringt mich nur um so schneller in die Ausgangssituation zurück. In diesem vorgegebenen Rahmen habe ich völlige Handlungsfreiheit, lebe alle Eskalationen voll aus, verlasse mitten im Gespräch den Raum, werfe dem Chef mein Kündigungsschreiben vor die Füße, lasse mich auf Wortgefechte und Schreiduelle ein, provoziere Handgreiflichkeiten, aus denen ich einmal als Gewinnerin, dann wieder als Verliererin hervorgehe und lege sogar Feuer in meinen Aktenbergen.

Im nächsten Moment sitze ich doch wieder an meinem Schreibtisch, vor mir ein neuer Klient.

Vielleicht sollte ich mit meiner Traumregie verhandeln? Ich werde mich loskaufen: „Okay, ich reiße mich jetzt zusammen und werde noch einmal ein absolut mustergültiges Gespräch führen, aber dann darf ich bitte dafür aufwachen!“

...Wir wissen, es klappt nicht!

Und so falle ich nach Aufbegehren und fruchtlosem Verhandeln mit meiner Traumregie in Apathie. Des Klienten Geschichte ist mir mittlerweile völlig egal. Hauptsache, er geht bald wieder. Weit entfernt von jeglicher Anspruchsprüfung gewähre ich Hilfe, nur um den Klienten wieder loszuwerden. Was natürlich angesichts des Traumschemas völlig sinnlos ist, da damit der Drehtür-Effekt ja nur noch verstärkt wird und noch mehr Gespräche in noch kürzerer Zeit absolviert werden müssen.

EIN PROBLEM

Noch mehr Klienten mit noch mehr Mietrückständen! Ich gebe zu, ich bin verzweifelt. Ich habe ein ernsthaftes Problem!

Was auch immer ich tue, es bewirkt kein Aufhören sondern eine weitere Wiederholung des Ganzen. Ich fühle mich ohnmächtig; unfähig aus eigener Kraft eine Veränderung zu bewirken und kann bei all dem Energieaufwand, den ich da aufbringe, absolut keine Fortschritte erkennen.

Meine erstklassige Gesprächsführung zu Traumbeginn war für mich nicht unendlich reproduzierbar, weder Zynismus noch Laissez faire haben mich weitergebracht. Was nun?

Ganz ehrlich, ich habe keine Ahnung! Ich habe keinen Schimmer, wie diese Geschichte weitergehen soll! Genaugenommen muss ich zugeben, dass ich weder im Traum noch in Wirklichkeit - hier und jetzt, während ich schreibe - weiß, wie das Ganze enden könnte!

Wie bin ich bloß in ein so verworrenes Gedankenkonstrukt hineingeraten? Und was – um Himmels Willen – soll ich hier noch weiterschreiben?? Ich kann doch nicht ständig weitere Varianten dieses Erstgesprächs aufzählen! Meine Leser würden das Ganze gelangweilt zur Seite legen.

Aber nein, keine Sorge, diese Arbeit wird sowieso niemand zu lesen bekommen, den offenbar habe ich mich mit dieser Story dazu verdammt, bis in alle Ewigkeiten weiterzuschreiben!

Panik! Das kann doch nicht wahr sein! Was für eine schwachsinnige Idee! Gibt's denn hier keinen Ausweg? Was ist mit all den angekündigten weiteren lohnenden Gedanken? Wo sind sie denn nun?

Was ist, wenn ich einfach aufhöre zu schreiben? Wenn ich einfach nicht weitermache? Schließlich kann ich ja auch so aus dem Ganzen aussteigen! Sei's drum, ich beende meine Arbeit eben einfach mittendrunter!

Ich höre auf! Was soll's? Tut mir leid für meine Leser, aber manches im Leben muss man eben einfach akzeptieren!

ENDE

So, meine werten Leser: hier endet mein Werk! Es ist hier aus, weil mir schlicht und einfach nichts mehr dazu einfällt.

Und wenn ich ehrlich bin, hat das natürlich auch sein Gutes! Endlich kann ich meine Zeit wieder meiner Familie widmen, meine Kinder begehren sowieso schon auf bei soviel mütterlich-geistiger Abwesenheit. Ich kann endlich das mittlerweile angewachsenen Haushaltschaos beseitigen. Eine Vorstellung, die zwar keine großen Begeisterungsstürme bei mir auslöst, aber bitte. Und ich kann mich wieder meinem Job zuwenden, der – ich gebe es zu – zur Zeit etwas öde ist. Immer das Gleiche halt. Wer so wie ich schon länger an der gleichen Stelle arbeitet, kennt das vielleicht: immer die gleichen Geschichten...

Aber egal.

Als erstes werde ich mir jetzt mal ein Buch nehmen und ein bisschen lesen. Zeit dafür hab ich ja nun wieder. Wie wär's zum Beispiel mit folgender Geschichte aus dem Buch über die „Respektlosigkeit“ von Gianfranco Cecchin, Gerry Lane und Wendel A. Ray, das mir erst kürzlich in die Hände gefallen ist?

Beginnen wir auf Seite 19, dritter Absatz, ein übrigens äußerst passender Einstieg, wie Sie gleich sehen werden...

DELPHINGESCHICHTE

„..... Wie so oft, wenn wir uns dermaßen demoralisiert fühlten, waren uns Gregory Batesons Geschichten eine große Hilfe. In den sechziger Jahren lebte Bateson in Hawaii, wo er sich mit der Erforschung des kommunikativen Verhaltens der Delphine beschäftigte. Er arbeitete mit einer Gruppe junger Forscher zusammen, die auch daran interessiert waren, das Verhalten der Delphine zu studieren. Sie hatten allerdings sehr wenig Geld zur Unterstützung der Forschung. Also erarbeiteten sie ein Programm, in dem sie den Delphinen Kunststücke beibrachten, und luden die Öffentlichkeit für einen geringen Eintritt zu Vorführungen ein. Da sie sehr ethisch waren, weigerte sich die Gruppe, die Delphine immer wieder dieselben Kunststücke wiederholen zu lassen, denn sie hatten die Idee, den Zuschauern zu zeigen, wie die Trainer ihnen neue Kunststücke beibrachten.

Es wird erzählt, dass sie eines Tages mit einem neuen Delphin arbeiteten. Der Trainer hielt einen Fisch hoch, der Delphin sprang hoch und bekam einen Fisch. Später kamen neue Zuschauer, der Delphin kam und führte dasselbe Kunststück aus, bekam jedoch natürlich keinen Fisch als Belohnung, da es darum ging, ein neues Kunststück vorzuführen. Er wiederholte ständig dasselbe Verhalten, und nach etlichen missglückten Versuchen, einen Fisch zu erhalten, legte der Delphin schließlich ein neues Verhalten an den Tag, einen Salto rückwärts, und bekam einen Fisch als Belohnung für das neue Verhalten. Als der Delphin dieses Verhalten wiederholte, erhielt er wieder keine Belohnung, obwohl er das neue

Kunststück einige Male wiederholte. Unmittelbar vor der sechsten Vorstellung schauten die Trainer in das Rückhaltebecken und stellten fest, dass dieser Delphin einen unglaublichen Lärm machte und mächtig planschte. Der Delphin hatte sechs neue, noch nie vorher festgehaltene Verhaltensweisen gezeigt. Nach Batesons Beschreibung der Situation lag das daran, dass der Delphin durch den langen, frustrierenden Prozeß des Wiederholens desselben Verhaltens in der Hoffnung auf eine Belohnung, die dann frustriert wurde, schließlich begriffen hatte, dass es sich hier um eine Situation handelte, in der neues Verhalten gezeigt werden musste, um eine Belohnung zu bekommen. Der Delphin hatte gelernt zu lernen.....“ (Cecchin/Lane/Ray, 1993, p.19)

ANFANG

...Es ist natürlich so, dass ich das nicht wirklich auf mir sitzen lassen kann. Ich meine: was der Delphin kann, kann ich natürlich auch. Die Aussagekraft dieser Geschichte ist ja mehr als deutlich. Ziel ist es, das Lernen zu lernen.

Und das ganze Buch weist mir hier den Weg.

Es lädt ein zum Spielen „...und dazu, das Spiel ernst zu nehmen, um damit ernsthafte Beiträge zum Leben des Klienten zu leisten“. Könnte es sein, dass durch mein Traum-Konstrukt noch ernsthafte Beiträge für meine Arbeit mit Klienten entstehen? Im Buch wird man aufgefordert zur Respektlosigkeit - vor allem den eigenen Hypothesen und Theorien gegenüber und angeleitet, flexibel zu sein und auf den eigenen Sinn für Humor nicht zu vergessen.

Nun gut, ich gehe nochmals zurück zu meinem Traum. Ich träume weiter und akzeptiere, dass es nicht mehr ums Aufwachen geht.

Gleich den Sterbephasen, die Elisabeth Kübler-Ross (Kübler-Ross, 1969) in ihren Büchern beschreibt, habe ich alle Phasen durchwandert, bin vom Nicht-wahr-haben-wollen zu Zorn und Auflehnung gekommen, und nach dem Suchen nach Auswegen in depressionsähnliche Zustände verfallen und akzeptiere nun doch noch die Vorgaben, die mein Traum mir gibt.

Wie bei einer Lebenskrise, einem Life-Event (Milowiz, 1998, p. 66), wie Walter Milowiz es in seinem Buch nennt, ist es mir nicht möglich, hier nach den gewohnten Regeln weiterzudenken. Ich werde nach neuen Regeln Ausschau halten und begeben mich mit dieser Einsicht wieder an den Anfang.

Zu lange habe ich schon gesucht, nun ist es an der Zeit, das Finden zu lernen. Also los:

ZURÜCK AN DEN START

Ich sitze an meinem Schreibtisch, vor mir ein Mann mit ernstem Blick und hängenden Schultern, ein Blatt Papier in seiner Hand, ein amtliches Schreiben, das besagt, dass er in Gefahr ist, seine Wohnung zu verlieren. 1800 Euro Mietrückstand, welche Überraschung!

Während er zu erzählen beginnt, blicke ich mich in meinem Zimmer um. Mein Blick fällt auf die Zimmerpflanzen, an denen die endlosen Gesprächswiederholungen auch nicht spurlos vorbeigegangen sind. Genau wie ich lechzen sie nach Energie, dürsten nach Wasser. „Beginnen Sie ruhig schon einmal damit, mir ihre Situation zu schildern. Keine Sorge, ich höre Ihnen zu, werde nur rasch nebenbei meine Blumen gießen!“ Und siehe da, das reicht bereits, um eine kleine Interaktionsänderung zu bewirken. Nun dreht sich die erste Gesprächssequenz nicht mehr nur ums Geld. Das Blumen-Thema wird vom Klienten aufgegriffen. Er ist Blumenliebhaber und gibt mir Tipps. Nun sitzt er nicht mehr da wie ein Bittsteller. Er ist ein Experte in Sachen Blumen und daran erinnert, wirkt er nun selbstbewusster, zuversichtlicher,

eigenverantwortlicher. Eine gute Ausgangsbasis für das weitere Gespräch, das gut und reibungslos und in gelöster Atmosphäre zu einem Ende gebracht werden kann.

Angespornt durch meinen Erfolg gieße ich zu Beginn des nächsten Gesprächs wieder meine Blumen. Doch dieser Klient kann mit Pflanzen nicht umgehen. So ähnlich sind sich diese Klienten also gar nicht! Macht aber nichts. Welch wunderbarer Boden tut sich da auf für einen Vergleich mit dem drohenden Wohnungsverlust. Um schöne Pflanzen zu haben, muss man sie gießen, um eine eigene Wohnung zu haben, muss man Miete zahlen.

Auch dieses Gespräch nimmt einen entspannteren Verlauf. Zum Schluß gebe ich meinem Klienten noch einen Ableger mit, quasi als Erinnerung ans Mietezahlen.

Allerdings ist das Gießen kein alleiniges Erfolgsrezept. Es bringt nichts, nun bei jedem Gespräch meine Pflanzen zu ersäufen. Langfristig (zielorientiert!!) gesehen, ist der Schaden an meinem Grünpflanzenbestand zu groß.

Ich werde wohl noch etwas anderes ausprobieren.

Und da nach so viel Gerede auch ich durstig bin, hole ich mir während des folgenden Gesprächs eine Tasse Kaffee und bringe – nun ja bereits wieder besser gelaunt – auch meinem Klienten einen Kaffee mit. Was setze ich damit wohl für Signale? Vom „Amt“ zum „Kaffeehaus“??

Vielleicht nicht durchzuhalten auf Dauer, aber für den Moment ganz brauchbar. Und wer weiß, vielleicht ist's ja für meinen Klienten der letzte Kaffee. Schließlich steht er im Begriff, die Wohnung zu verlieren. Wo wird er dann seinen Kaffee kochen? Und woran sonst liegt ihm noch was? Was möchte er auf jeden Fall behalten? Und wie weit ist er bereit, dafür zu kämpfen?

Während des nächsten Gesprächs bestelle ich mir eine Pizza. Es täte mir leid, wenn dies unhöflich wirkte. Aber bei diesen endlosen Gesprächen bekomme ich einfach Hunger. Und eine Beratung mit einer hungrigen Sozialarbeiterin ist auch nicht unbedingt zum Vorteil des Klienten. Und da ich es ja sowieso nie schaffe, eine ganze Pizza alleine aufzuessen (nicht mal im Traum), gebe ich dem Klienten ein Stück davon ab. Ja, genau, ich bestelle mir eine Pizza mit viel scharfem Pfefferoni, das wird uns beiden die Tränen in die Augen treiben. Vielleicht ist ja auch das Empathie – wir weinen gemeinsam, jeder über sein eigenes Los?

Und dann? Direkt vor meinem Fenster ist ein Park. Wie wäre das, eine Teil des Gesprächs im Gehen oder auf der Parkbank sitzend zu führen? Schließlich: Delogierung und Parkbank.... das liegt thematisch nicht mal soweit auseinander, finden Sie nicht?

Noch besser würde es mir gefallen, ab und zu mal eine Exkursion zur nächsten Obdachlosenherberge zu starten. Vielleicht als Sammeltrip für all die Hilfesuchenden, die bereits zum wiederholten Male vor einer drohenden Delogierung stehen? Auf manch einen wirkt vielleicht der tatsächliche Blick in eine mögliche Zukunft beeindruckender als meine mahnenden Worte.

Viele Dinge fallen mir plötzlich ein. Ich werde meine Büromöbel umgruppieren: Computer nach rechts, zu erledigende Aktenberge auf jeden Fall aus dem Blickfeld.

Die Pinwand könnte ich neu gestalten, indem ich sie mit sinnvollen Sprüchen (z.B. „Wünschen Sie sich nicht leichtere Situationen, sondern mehr Fähigkeiten“) oder – noch interessanter mit scheinbar sinnlosen Sprüchen („Was der Bauer nicht kennt, isst er nicht“) spicke.

Ich werde das leidige Statistikblatt in die Lade verschwinden lassen.... oder aber, dem ganzen neuen Sinn gebend, könnte ich es um einiges vergrößern. Ich könnte ganz groß und für die Klienten gut sichtbar eine anonyme Statistik an die Wand pinnen. Vielleicht lässt sich im

Gespräch darauf eingehen. „Sehen Sie, so viele Leute haben die gleichen Probleme wie Sie.“ Oder: „Was meinen Sie, zu welcher Gruppe werde ich Sie wohl zählen können? Zu denen, die sich nach einem Jahr wieder in der gleichen Situation befinden oder zu denen, die dauerhaft eine Lösung ihres Problems finden konnten?“

GRUNDBEDÜRFNISSE

Wir sehen, es bedarf diesmal nur weniger Gespräche und ich fühle mich erheblich besser. Nicht mehr durstig, satt gegessen, die Beine vertreten, frische Luft getankt, eine Reihe neuer Ideen entwickelt - interessanter Weise hat nichts davon meinen Gesprächen geschadet. Man möchte doch meinen, der Berater sollte die eigenen Bedürfnisse für sich behalten und sich ganz auf den Klienten konzentrieren, um wahrhaft adäquate Hilfe leisten zu können. Aber vielleicht muss man manchmal auch dieser Theorie respektlos gegenüber treten. Hungrig, durstig, müde, vom vielen Sitzen verspannt.. wie soll so ein ordentliches Gespräch zustande kommen? Der Klient hat eben auch das Recht auf einen Berater in Topform. Wer bin ich denn, ihm das einfach vorzuenthalten! Und in meinem Fall, wo ich sowieso dazu verdammt bin, Gespräche ohne Unterlass zu führen, muss ich diese Dinge wohl in meine Beratung integrieren. Wie sich zeigt, ist es nicht mal schwierig, beim Thema zu bleiben. Egal ob Blumen gießen, Kaffee trinken, Pizza essen oder auf der Parkbank hocken... eine Überleitung lässt sich fast immer finden.

Wie ist das möglich und was ist passiert, dass mir plötzlich so viele neue Möglichkeiten einfallen?

KREATIVITÄT

Es gibt ein Buch, das dafür eine ganz gute Erklärung bietet: Know how für Träumer , Strategien der Kreativität (Dilts/Epstein/Dilts, 1994) heißt es und ist ja allein schon aufgrund des Titels bestens für meinen speziellen Fall hier geeignet: Know how für Träumer.. was will ich mehr?

Die Autoren erklären, dass es allein mit Hilfe der Physiologie möglich sei, sich Zugang zu den unterschiedlichsten Bewusstseinszuständen zu verschaffen, die man gewöhnlich zur Förderung der Kreativität nicht nützt.

Im Prinzip reiche es, dass man „über etwas in einer anderen Art nachdenkt“. Man kann sich klar machen, wie man an eine Sache gewohnheitsmäßig herangeht und das Ganze dann einfach einmal abändern – mit der anderen Hand die Tür öffnen oder den Telefonhörer abheben zum Beispiel.

„Wenn Sie das Gefühl haben, in eine Sackgasse geraten zu sein, wie viele von Ihnen würden sich dann auf dem Boden herumwälzen? Würden Sie ein wenig umherkriechen, so würde sich dadurch die Art verändern, wie Sie über etwas nachdenken. Stellen Sie sich vor, Sie denken über ein Problem auf die gewohnte Weise nach, während Sie auf einem grasbewachsenen Hügel herumspringen und sich anschließend bis zum Fuß des Hügels hinabrollen lassen. Würden Sie dann immer noch so über das Problem denken, wie vorher?“ (a.a.O., p137)

Wenn ich ein Problem nicht lösen kann, indem ich vor meinem Schreibtisch sitzend darüber nachdenke, kann ich das genauso Blumen gießend oder im Park spazierend machen.

Es regt also die Kreativität an, Dinge anders anzugehen. Ähnliches sagt auch die systemische Sichtweise, deren Grundsatz ja lautet: Nur eine Änderung bewirkt eine Veränderung (Milowiz 2003)! Und da kein System statisch ist, passieren Veränderungen ständig. Selbst in scheinbar starren, rigiden Systemen kann man bei genauer Beobachtung zumindest kleine

Schwankungen erkennen. Oft reicht schon die Bereitschaft, genauer hinzusehen, aus, um weitere Veränderungen möglich werden zu lassen.

UNTERSCHIEDE

Gestatte ich mir, meinen Blickwinkel zu erweitern und nicht ausschließlich das Problem des Klienten zu fokussieren, so erkenne ich mehr Unterschiede als zuvor (einer ist Blumenliebhaber, der andere nicht...). Indem ich dafür Sorge, dass ich mich wieder wohler fühle, mache ich mich offenbar bereit dafür, kreativer zu handeln. Indem ich die Dinge anders angehe, als gewohnt, beginnt der Ideenfluss zu fließen. Und um diesen Fluss zu speisen, mache ich mich auf die Suche nach weiteren Anregungen: ich höre dem Klienten zu. Ich bin neugierig darauf, welche Erfahrungen und Werte er mit sich bringt. Manchmal muss ich all meine eigenen Erfahrungen, Interpretationen und Vorurteile, all meine „Brillen“, durch die ich die Welt sehe, ablegen, um zu verstehen, warum die Klienten das tun, was sie tun. Negativ wirkende, scheinbar verrückte und destruktive Handlungsweisen haben oftmals sehr edle Beweggründe. Meiner Erfahrung nach sind es oft schlicht und einfach Versuche, das Leben wieder in den Griff zu bekommen. Manchmal ziehen allerdings diese Anpassungsversuche unplanmäßig noch schlimmere Folgen nach sich, sodass die ursprünglichen Motive in Vergessenheit geraten.

Mein Abgleiten in die Rigidität im ersten Teil meines Traumes zum Beispiel war sowohl für den Klienten als auch für mich destruktiv. Es verwickelte uns in unfruchtbare Beziehungskämpfe und doch war mein ursprüngliches Motiv ein durchaus verständliches, wie mir scheint: ich wollte die alte Ordnung wieder herstellen.

Geht man davon aus, dass die Forderung der Klienten „Ich brauche Geld!“ einen Versuch darstellt, um das Leben in den Griff zu bekommen, so bedeutet das also noch lange nicht, dass die Ausgangssituation bei allen die Gleiche ist. Es kommen nicht alle Leute mit dem gleichen Problem zu mir, sondern all jene Leute, die das Sozialamt als Lösungsstrategie für ihr Anliegen erwählt haben. Was genau sie damit in den Griff bekommen wollen, ist somit noch lange nicht klar. Lediglich der Lösungsversuch ähnelt sich hier.

Vielleicht verhindert ja zum Beispiel Loyalität der Herkunftsfamilie gegenüber, dass der Klient erfolgreich sein kann? Vielleicht ist er das schwarze Schaf in der Familie und ein erfolgreiches Leben würde das ganze Beziehungsgeflecht der Familie durcheinander werfen. Die Rollen müssten neu verteilt werden, es müsste jemand anders als warnendes Beispiel für die Nachkommen herhalten, die „Erfolgreichen“ könnten ihren Erfolg nicht mehr an seinem Scheitern messen, die „helfenden Hände“ könnten ihre Barmherzigkeit nicht mehr an ihm ausleben. Ist es so gesehen nicht eine heroische Tat äußerster Selbstaufopferung für meinen Klienten, das eigene Leben der Aufrechterhaltung des Misserfolgs zu widmen?

Vielleicht lenkt aber auch der Mietrückstand von einem ganz anderen Problem ab? Vielleicht schützt er davor, sich dem noch viel bedrohlicheren Problem der Alkoholabhängigkeit zu stellen? Vielleicht dient gerade dieses „sich Sorgen machen“ als gesellschaftlich akzeptierter Grund für den übermäßigen Alkoholkonsum? Vielleicht schafft man es nur so, nicht völlig zusammenzubrechen oder nicht gesellschaftlich geächtet zu werden?

Mag auch sein, dass ein erfolgreicherer Leben im sozialen Umfeld Probleme nach sich ziehen würde. Was, wenn alle Freunde in einer ähnlichen Situation sind? Stellen wir uns vor, der ganze Bekanntenkreis trifft sich jeden Vormittag im Wirtshaus. Das kostet Zeit und Geld und erfordert oft eine großes Anpassungsvermögen an die Lebenssituation der anderen. Das wenige Geld für die Miete zu sparen, würde hier unter Umständen den Verlust mancher

sozialer Kontakte nach sich ziehen. Ein hoher Preis für ein doch völlig ungewisses neues Leben!

Vielleicht ist die Delogierung auch die Folge einer ganz anderen Krise, einer schweren Krankheit zum Beispiel, die den Verlust der Arbeit und somit des gewohnten Einkommens nach sich zieht oder dem Verlust des Partners, der bis zu seinem Tod die Erledigung der Finanzen innehatte. Und durch die drohende Delogierung mobilisiert können neue Verhaltensweisen im Umgang mit Geld bzw. im Umgang mit weniger Geld als gewohnt gefunden und angenommen werden. Wir wissen ja, manchmal brauchts einige Zeit und einiges an Leidensdruck, um sich für neue Ideen und gravierende Änderungen im Leben öffnen zu können. In diesem Fall wäre die drohende Delogierung bereits ein absolut positiver erster Schritt in Sachen Lösung des Problems und dem Klienten wäre aus tiefster Überzeugung zu gratulieren für soviel Geduld und Weitsicht und vor allem für soviel Mut, die Sache bis an die Spitze zu treiben, um seine Bereitschaft zur Veränderung zu aktivieren.

Hinter die augenscheinlichen Dinge zu blicken, Unbewusstes ans Licht zu holen und ursprüngliche Motive zu entdecken - das könnte die Arbeit durchaus spannend machen. Wäre hier nicht immer noch das Problem mit der Zeit. Denn solche Strukturen zeigen sich nicht immer gleich in dem ersten Gespräch. Oft muss hier die Vermutung genügen, dass jeder Mensch in jeder Situation nachvollziehbar und ehrenwert handelt und davon ausgegangen werden, dass zum Verständnis der Situation des Klienten noch Informationen fehlen. Ein weiterer Kernpunkt der systemischen Sichtweise.

Schon allein mit dieser Annahme und dem nun erworbenen Wissen über das Entstehen der Kreativität lässt sich für meinen Traum schon jede Menge anfangen. Denn, wenn mein Ideenreichtum so in die Gänge kommen kann, gilt wohl für den Klienten ähnliches. Aber wie setze ich dieses Wissen gezielter ein? Soll ich meinen Klienten bitten, hüpfend mein Zimmer zu betreten, über die jeweiligen Probleme am Boden liegend nachzudenken oder mit der anderen Hand zu unterschreiben? Sicher, ich denke, mit der nötigen Überzeugung vorgebracht, würde auch das zu ganz neuen Sichtweisen führen. Bei manchen Klienten zumindest. Aber ich muss hier nicht unbedingt das Rad neu erfinden. Es gibt einige systemische Interventionstechniken, die genau das bezwecken: seine eigene Situation auf eine neue Art zu betrachten.

Auch in meinem unendlichen Traum komme ich irgendwann zu dieser Erkenntnis. Sehen wir uns mal an, wie das läuft:

INTERVENTIONSTECHNIKEN ¹

Ein neuer Klient, ein neuer Mietrückstand.

Im Laufe des Gesprächs erinnere ich mich an meine systemische Ausbildung. Da waren doch einige Interventionstechniken, die sehr erfolgreich und auch lustvoll anzuwenden waren. An was erinnere ich mich denn noch? Mal sehen...

Wie war das mit dem „Wechsel der Seite“? Eine Sache, die immer dann angebracht schien, wenn mein Anspruch auf eine Veränderung der Situation beim Klienten mehr und mehr das Festhalten an dem Problem bewirkt. Das ließe sich doch sicher auch hier bei Bedarf einbauen. Und so höre ich mir die Geschichte des Klienten an und beschließe den Wechsel der Seite mal wortwörtlich zu nehmen! Ich erkläre ihm, nach welchen Gesichtspunkten ich zu

¹die folgenden Interventionstechniken sind den Büchern von Milowiz, 1998 und Jong/Berg, 1998 entnommen.

entscheiden habe und dass es mein Auftrag ist, mit den vorhandenen Sozialhilfemitteln sinnvoll und präventiv umzugehen und bitte ihn dann, mit mir Platz zu tauschen. Welchen Rat würde er sich nun an meiner Stelle geben, welche Bedingungen stellen und mit welcher Begründung bei meinem Vorgesetzten um eine finanzielle Unterstützung bitten?

Interessante Überlegung, nicht wahr?

Genauso gut kann die Symptomverschreibung zum Überdenken des eigenen Standpunktes anregen. Unter Symptomverschreibung wird alles verstanden, was es unmöglich macht, das bisherige „ungewollte“ Verhalten weiterhin als „ungewollt“ zu zeigen.

Dem nächsten Klienten erkläre ich, dass es gesellschaftlich absolut okay ist, einen Mietrückstand zu haben. Einerseits ist das gut für meine Statistik, denn ohne Delogierungsprophylaxe wäre mein Arbeitsplatz unnötig, zweitens verdient Wiener Wohnen an den Mahnspesen und Gerichtskosten, drittens leben auch jede Menge anderer Leute nur aus diesem Grunde ganz gut, man denke hier nur an die Richter am Bezirksgericht, an die Gerichtsvollzieher, an die Möbeltransporter und die Möbellager, in denen all die Habseligkeiten der Delogierten gelagert werden, sollte die Wohnung nicht ordnungsgemäß geräumt und zurückgegeben worden sein. Auch die ganze Wohnungslosenhilfe mit ihren Tageszentren, Wohnheimen, Streetworkern, Ausspeisungslokalen usw. würde sich ad absurdum führen. Es ist also ganz okay, was der Klient hier mache, sei gesellschaftlich eigentlich eine beachtliche Leistung und verdiene demgemäß meine höchste Anerkennung. Weiter so!

Vor allem bei Menschen, die als „Besucher“ ins Zentrum kommen, also den eigenen Anteil am Problem weit von sich weisen, bringt so ein Standpunkt oft das nötige Öl ins steckengebliebene Getriebe.

Nehme ich mir im Traum die Zeit, um weiter in die Tiefe zu gehen, so könnte auch eine Umdeutung helfen: den Mietrückstand zum Beispiel als eine Möglichkeit zu sehen, um fehlende Spannung ins Leben zu bringen. Und wenn dem so ist, wie könnte dann sonst noch Spannung ins Leben gebracht werden?

Oder ich stelle die Frage nach Ausnahmen! Was waren denn die schönsten Zeiten im Leben? Was war da anders? Was gibt Kraft, um die derzeitige Situation durchzuhalten?

Die Zukunftsprognosen kläre ich versuchsweise mal durch Skalierungsfragen ab: „Auf einer Skala von 1 bis 10, wo stehen Sie jetzt und wo würden Sie im nächsten Jahr gerne sein? Was werden Sie wohl brauchen, um sich innerhalb dieser Zeit von hier nach dort zu bewegen? Woran werden Sie erkennen können, dass Sie es geschafft haben? Und wie realistisch schätzen Sie die Erreichung Ihres Zieles ein....50 Prozent? Oder mehr?“

Die Strategie der Verknüpfung von Problemen mit zusätzlichen Unannehmlichkeiten überlege ich auch kurz. Aber diese Intervention habe ich vielleicht schon ungewollt im ersten Teil dieser Arbeit angewendet als Nebeneffekt meiner Haltung „Wer stört schon wieder?“. Gut vorstellbar, dass die Situation damals für den Klienten dermaßen unerfreulich war, dass es leichter für ihn sein wird, künftig selbst die Miete zu zahlen oder andere Geldgeber für seinen Mietrückstand aufzustellen, als jemals wieder einen Fuß in dieses Amt zu setzen.

INNERE WELTEN

Andere Ansätze lassen sich auch integrieren. Unter Zuhilfenahme der Theorie des Neurolinguistischen Programmierens in Richard Bandler's Buch „Veränderung des subjektiven Erlebens“ (Bandler, 1987) bemühe ich mich versuchsweise einmal, verstärkt auf die „inneren Welten“ des Klienten einzugehen.

Manch einer spricht so auffallend in Bildern („Ich sehe schwarz.“ - „Habe keinen Durchblick!“ - „Es ist, als falle ich in einen tiefen Abgrund und sehe den Boden unter meinen Füßen nicht!“), dass es sich geradezu aufdrängt, in Metaphern zu arbeiten. Ich bitte den Klienten, das „schwarz“ ein bisschen heller zu machen. Was käme denn dann zum Vorschein? Was erscheint, wenn er die Möglichkeit hätte, einfach Licht anzuknippen? Was ist, wenn der Sturz in den Abgrund gestoppt werden könnte, wenn er plötzlich aufgefangen würde oder vielleicht sogar rechtzeitig den Fallschirm am eigenen Rücken entdeckt?

Oder ich nütze das abstrakte Denken des Klienten, um die derzeitige Situation oder auch die vereinbarten Ziele zeichnerisch zu veranschaulichen. Bei meinem Zeichentalent eine gewagte Sache, aber wahrscheinlich ist mir zumindest ein Lacherfolg sicher, was ja wohl auch schon als Erfolg zu werten wäre, oder?

Apropos Zielvereinbarungen... Als Hilfestellung dafür gibt's in meiner Dienststelle einen Computerausdruck, auf dem in maximal zehn Zeilen alle Vereinbarungen niedergeschrieben und vom Klienten und vom Sozialarbeiter unterschrieben werden können. Es spräche aber wohl auch nichts dagegen, dieses Repertoire etwas zu erweitern. In meinem Traum habe ich dafür tolle Einfälle. Ich lasse die Leute auf die Bibel schwören, lasse mir bei ihrer Ehre oder dem Leben ihrer Mutter versichern, dass sie künftig die Miete einzahlen werden und organisiere mir Pauken und Trompeten, um diese Vereinbarung akustisch zu untermauern. Im wirklichen Leben tut's vielleicht auch ein einfacher Handschlag oder eine kleine Zeichnung für all jene, die mit dem geschriebenen Wort nicht so gut auf Tuchfühlung stehen.

„Innere Welten“ könnte ich auch akustisch oder auf der Gefühlsebene (kinästhetisch) verändern. Was, wenn der Klient die Erinnerung an schwere Zeiten gedanklich mit Zirkusmusik unterlegt, wenn er versucht, die Lasten der Vergangenheit ein bisschen leichter zu machen, wenn er Erinnerunges in schwarz-weiße Standbilder verwandelt, einen goldenen Rahmen drumherum denkt? Der Rucksack, den die Leute im Leben so mit sich schleppen, ist oft voll mit schweren Erinnerungen, die besser in ein Fotoalbum eingeordnet und ins Regal gestellt werden sollten, als dass sie einem ständig im Nacken sitzen.

HUMOR

Eine meiner liebsten Interventionen ist aber die Sache mit dem Humor. Ungeübt nicht immer ganz einfach anzuwenden, ist es wunderbar, wenn sie gelingt. Ich übertreibe dabei die Problematik des Klienten behutsam aber doch kräftig genug, sodass er sie eindeutig als Scherz erkennen kann. Ich versuche, dem Klienten die Opferrolle zu vermiesen, die ja weit verbreitet ist - weil bequem und risikolos - indem ich das Absurde humorvoll verzerrt in den Mittelpunkt rücke.

„Hiermit verleihe ich Ihnen den Orden für die vertrackteste Situation, die ich seit langem gehört habe!“, sage ich zum Beispiel oder „Das Schicksal ist absolut hart und ungerecht zu Ihnen. Wie kann man nur auf die Idee kommen, Sie zu delogieren, lediglich weil sie für fast ein Jahr die Miete nicht bezahlt und sich um nichts gekümmert haben?“ oder „Sie haben recht, es ist doch wohl nicht zuviel verlangt, dass sich ein unbekannter Wohltäter auftue, der mit Freuden regelmäßig die Mieten für Sie einzahlt, nicht wahr?“

Kann der Klient über seine Situation, über seine eigenen Argumente lachen, so erhält er dadurch auch wieder die nötige Distanz, um Auswege aus seinen mentalen Sackgassen zu entdecken.

Die provokative Therapie nach Frank Farrelly (Farely/Brandsma, 1986) hat eine Erklärung dafür: bei Druck und Bedrohung schaltet das Großhirn sich aus und das Zwischenhirn

übernimmt mit Kampf-, Flucht- und Totstellreflexen das Kommando. Die Folge: man handelt emotional aktiviert, aber blind. Das Lachen gibt da die Eigenverantwortung wieder zurück.

DAS TEAM

Mindestens so wichtig und wahrscheinlich viel einfacher einzusetzen als im Klientengespräch, ist diese Form des Humors im Gespräch mit KollegInnen. Ich beginne, mir den Ärger von der Seele zu reden, erzähle von den neuesten Kuriositäten, beginne, gewisse Eigenschaften übertrieben darzustellen und wir überlegen gemeinsam, wie man noch hätte reagieren könne oder auch wie man reagiert hätte, könnte man so, wie man wolle.....

Der Dialog mit KollegInnen hilft mir immer wieder, mich vor meiner eigenen Rigidität zu schützen, eingefahrene Muster und Haltungen zu erkennen und die eigenen Theorien wieder in Frage zu stellen.

Genau wie in diesem Traum schaffe ich es im „wirklichen“ Leben mit Hilfe meiner KollegInnen, Distanz zu gewinnen. Wo sonst der Verstand Einhalt gebietet (man kann sich doch zum Beispiel nicht einfach mitten im Beratungsgespräch eine Pizza bestellen!), verwischen hier die Zwänge und die Kreativität lernt ungestraft fliegen.

Eine unserer Lieblingsvisionen ist zum Beispiel die Vorstellung, bei Bedarf ein belastendes Gespräch kurz zu unterbrechen, sich im Nebenraum umzuziehen und als Zorro oder Robin Hood verkleidet erneut ins Zimmer zu stürzen, sichtbar und unmissverständlich erkennbar auf der Seite der Klienten: als RetterIn der Witwen und Waisen, als RächerIn der Unterdrückten. Allein die Vorstellung versetzt uns jedes Mal in Lachen und Heiterkeit und vertreibt die Schwere manches Gespräches.

Aber apropos KollegInnen: kommt irgendjemand von ihnen eigentlich in meinem Traum vor? Wo sind sie denn alle hingegangen?

Gefangen in einem neuerlichen Erstgespräch entschuldige ich mich kurz beim Klienten und mache mich auf die Suche. Ist hier noch jemand? Jemand, der vielleicht ebenfalls diesen verrückten Traum träumt?

Und siehe da, zu meiner großen Freude gibt's da tatsächlich noch andere außer mir und zu meinem großen Erstaunen scheint jeder von ihnen gefangen zu sein in seinem eigenen Traum. Manche noch ganz in der Anfangsphase, manche im akuten Stadium des Zynismus, manche apathisch hinterm Schreibtisch hängend, manche über all diesen Dingen stehend, manche – so wie ich gerade – strotzend vor neuen Ideen.

Ich beschließe, sie mir zur Hilfe zu holen, wenn ich sie brauche. Vielleicht tut's meinem Klienten ja gut, noch eine zweite, dritte Meinung zu hören. Wie wär's, wenn ich meine Fallbesprechungen künftig im Beisein des Klienten führe? Kann es schaden, wenn er sieht, wie schwer es manchmal fällt, zu einer Entscheidung zu kommen? Wenn er erkennt, welche Überlegungen einer Zahlungszusage oder –ablehnung vorausgegangen sind? Wenn er erfährt, wie andere über seine Situation denken, welche Vermutungen sie anstellen, welche Ideen sie noch haben? Wir können ein Reflekting Team bilden: mehrere Personen, die sich die Situation des Klienten anhören, um dann, während der Klient still zuhört, ihre Meinungen dazu austauschen. So kann sich der Klient nehmen, was für ihn von Nutzen ist und verwerfen, was ihn nicht anspricht.

Und schon wieder sprudeln neue Ideen aus meinem Kopf. Mit jeder angedachten Interventionsmöglichkeit macht mir mein Traum mehr Spaß. Mein erklärtes Ziel ist schon lange nicht mehr, aufzuwachen, sondern meinen Ideenreichtum zu vergrößern.

Meine Gespräche machen mir Spaß. Eigentlich ist es ein Traum so zu arbeiten - es ist wirklich ein Traum - ein Traum...

AM ZIEL

....und nun wache ich doch tatsächlich auf! Jetzt wo ich grad so schön und lustvoll geträumt habe. Wo ich noch einige Dinge ausprobieren wollte! Frechheit!!

Aber auch das kann ich nicht ändern. Will ich weitermachen, werde ich wohl oder übel aufstehen müssen. Ich werde mich anziehen müssen, werde Frühstück und mich fertig machen für den Weg zur Arbeit, zum Sozialamt, wo ich heute noch einige Gespräche führen werde. Und ich bin mir sicher, mir wird mein Traum einfallen, gerade dann, wenn ich dem Klienten gegenüber sitze... an meinem Schreibtisch, vertraute Umgebung, vertraute Haltung, vertraute Hintergrundgeräusche....

Rings um mich das Handwerkszeug, das professionelle Hilfe ja erst wirklich professionell macht.....

EPILOG

Viele Situationen aus meiner beruflichen Praxis sind maßgeblich beteiligt am Gelingen dieser Arbeit. Nicht alle der beschriebenen Ideen habe ich auch selbst ausprobiert. Einiges haben KollegInnen von mir getestet, einiges harrt auch noch der Verwirklichung und doch bin ich überrascht, wie viel aus meiner bisherigen Arbeit hier bereits eingeflossen ist. Hier einige Fallbeispiele:

DER BLUMENLIEBHABER

Herr M. war ca. 50 Jahre alt, als ich ihn kennenlernte. Geschieden und von seinen Mitmenschen und dem Leben generell enttäuscht, lebte er seit Jahren alleine. Obwohl er eine gute Allgemeinbildung hatte, war er bereits viele Monate arbeitslos. Zu mir kam er, weil er sich mit seinen Zahlungen nicht mehr zurecht fand. Trotz seinen geringen Einkommens schienen seine Schwierigkeiten aber nicht durch Armut oder größere Verschuldung verursacht. Vielmehr hatte Herr M. Probleme mit seinem Umfeld. Er schaffte es kaum, ein Amt auch nur zu betreten, dazu bedurfte es der Absolvierung vielfältiger Rituale seinerseits. Beim Verlassen eines Gebäudes war es nahezu das gleiche. Denn war er endlich mal drinnen, so brachte er sein Anliegen sehr umständlich vor und fand kaum ein Ende. Durch sein kompliziertes Verhalten kam es immer wieder zu Missverständnissen im Umgang mit Behörden und daraus wiederum resultierten zu spät eingezahlte Rechnungen und vieles mehr.

Lange Zeit drehte sich unser Gespräch um all die Dinge, die ihm Schwierigkeiten bereiteten. Und nichts schien diesen Kreislauf durchbrechen zu können – bis sein Blick auf eine Vase mit Rosen fiel, die in meinem Zimmer stand. Zugegeben, diese Rosen sahen wirklich schon sehr jämmerlich aus. Herr M. schüttelte den Kopf und erklärte mir, wie Schnittblumen zu behandeln seien, insbesondere Rosen. Damit konnte er sich aus. Eindeutig, Blumen waren ein Spezialgebiet von ihm. Er erzählte mir wie es dazu gekommen war und nach nur wenigen Minuten stellte sich heraus, dass er noch eine - für seine momentane Problematik höchst wertvolle - Gabe besaß: er konnte Geschichten erzählen. Spannende, amüsante, interessante, lehrreiche Geschichten aus seinem Leben. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie spannend ich seine Erzählungen fand, fielen ihm in relativ kurzer Zeit einige Begebenheiten ein, bei denen er es geschafft hatte, so mit seiner Umwelt leichter in Kontakt zu treten - trotz seiner schwierigen, neurotischen Art. Auf diese Weise gelang es ihm, nicht zu

vereinsamen. Und vielleicht würde er sich diese Fähigkeit künftig auch für den Umgang mit Ämtern und Behörden zu Nutzen machen können.

Wie es mit Herrn M. weitergegangen ist, weiß ich nicht. Unser Gespräch liegt schon einige Jahre zurück. Wir führten es zu einer Zeit, als ich noch keine Ahnung von systemischen Interventionstechniken hatte. In Erinnerung geblieben ist mir aber deutlich die Wende, die unser Gespräch damals nahm, meine Freude und offene Bewunderung für seine Art, Geschichten zu erzählen und die Tatsache, dass er danach nie mehr für lange Zeit ins alte Fahrwasser langwieriger Schilderungen all seiner Probleme zurückfiel, was unsere Zusammenarbeit sehr erleichterte.

EDLE BEWEGGRÜNDE ODER „DAS SCHWARZE SCHAF“

Frau H, 40 Jahre, schien geistig behindert zu sein. Seit ihrer Geburt lebte sie bei der Mutter. Als diese schwer erkrankte, wurde die Hausärztin auf die Tochter aufmerksam. Der Tod der Mutter stand zu befürchten, und sie machte sich Sorgen, wie die Tochter wohl dann alleine zurechtkommen würde. Also wurde das Sozialamt um eine Kontaktaufnahme gebeten.

Beim Erstgespräch mit Frau H. erschien die halbe Verwandtschaft und außer Begrüßung und Verabschiedung sprach Fr. H. bei diesem Termin kein Wort. Egal, welche Frage ich ihr stellte, immer war es die Mutter, einer der Brüder, die Schwägerin.. die für sie antworteten. Seit jeher schien sie das „schwarze Schaf“ oder vielmehr das „Sorgenkind“ der Familie zu sein. Als einziges der sechs Kinder hatte sie „nur“ eine Sonderschule besucht, hatte die Schule noch dazu vorzeitig abgebrochen, einige wenige Arbeitsversuche waren kläglich gescheitert. Frau H. hatte weder lesen noch schreiben gelernt und war zuhause bei der Mutter geblieben, während alle anderen ihrer Wege gingen. Auch ich hatte den Eindruck, Fr. H. müsse behindert sein und schlug daher die Kontaktaufnahme zu Behinderteneinrichtungen vor, um ihr die Chance zu geben, ein Stück selbständiger zu werden.

Die Familie wies dieses Angebot jedoch vehement von sich. Man habe bereits beschlossen, dass Frau H. weiterhin in der Wohnung der Mutter leben würde, unterstützende Hilfe durch eine Behinderteneinrichtung sei nicht nötig, eine Beschäftigungstherapie würde Frau H. mit Sicherheit nicht durchhalten und überhaupt bräuchte sie keine neuen Ansprechpersonen. Wenn die Mutter stürbe, würde die Familie sich um sie kümmern, alles würde weiterlaufen, wie bisher und Hilfe von außen sei nicht erwünscht.

Mir blieb nichts übrig, als Fr.H. zu ihrer großen, so teilnehmenden Familie zu gratulieren, ihr alles Gute zu wünschen und ihr meine Visitkarte in die Hand zu drücken - für den Fall, dass sie noch irgendwelche Fragen hätte.

Vier Wochen später war die Mutter tot. Eine weitere Woche später meldete sich plötzlich Frau H. telefonisch bei mir und bat um ein Gespräch. Diesmal kam sie allein. Vom Tod der Mutter noch sehr mitgenommen, ersuchte sie mich um Unterstützung für die nun kommenden Formalitäten. Die Familie hatte sich bereits um die Beerdigung gekümmert und den Kontakt zum Notar aufgenommen. Man hatte auch begonnen, Frau H.s Leben neu zu regeln. Mehr und mehr war Frau H. jedoch diese Bevormundung durch die Geschwister auf die Nerven gegangen. Sie wolle nicht länger wie ein Kleinkind behandelt werden, sagte sie. Und so besann sie sich darauf, ja nie „entmündigt“ worden zu sein und erhob Anspruch auf ein Mitspracherecht. Den ältesten Bruder und die Schwägerin hatte sie durch dieses aufmüpfiges Verhalten sehr rasch vergrämt. Man habe ihr gesagt, wenn sie sich nicht helfen lassen wolle, wie es für sie am besten sei, dann müsse sie eben selbst sehen, wie sie zurechtkäme. Und da

habe sie sich an meine Visitkarte erinnert und wolle nun sich und den anderen beweisen, dass sie auf die Familie nicht angewiesen sei.

Zu meiner Überraschung schien ihre Situation nicht so chancenlos zu sein, wie von mir angenommen. Auch wenn sie nicht lesen und schreiben konnte, so hatte Frau H. doch in der letzten Zeit, als die Mutter schon schwer krank war, ganz alleine den Haushalt geführt, eingekauft, gekocht und die fälligen Erlagscheine zur Post gebracht. Sie hatte einiges an Lebensweisheit dazugewonnen und konnte fast alle nötigen Wege ohne Hilfe erledigen. Und sie hatte einen erstaunlich guten Überblick über ihre finanzielle Situation.

Ein Jahr und eine Reihe von Gesprächen später lebte Frau H. immer noch alleine in ihrer Wohnung. Mittlerweile hatte sie einen Lese-Schreibkurs absolviert, besuchte tagsüber eine Beschäftigungstherapie und hatte sich einen eigenen Freundeskreis aufgebaut, mit dem sie ihre Freizeit verbrachte, Kurse besuchte, auf Urlaub fuhr usw. Noch immer hatte sie wenig Kontakt zum ältesten Bruder. Die Rolle des „Sorgenkindes“ der Familie hatte sie jedoch abgegeben. In dem Maß, indem sie selbstbewusster und engagierter wurde, war die schon seit längerem bestehende Situation des zweiten Bruders von Frau H. auffällig geworden. Alkoholabhängig und ständig in finanziellen Schwierigkeiten war er vom Rest der Familie offenbar zum neuen „schwarzen Schaf“ erkoren worden.

PROBLEME IM SOZIALEM UMFELD ODER „DIE GUTEN FREUNDE“

Herr A., 30 Jahre alt, hatte sehr lange zugewartet, bis er sich dazu entschloss, einen Beratungstermin beim Sozialamt zu vereinbaren. Er hatte wiederholt keine Miete bezahlt und stand nun knapp vor der Delogierung. Warum er in diese Situation gekommen war, schien ihm selbst nicht so ganz klar zu sein. Irgendwie sei in den letzten Monaten halt nie genug Geld übriggeblieben, um die Miete zu bezahlen, meinte er. Wir besprachen die Prioritäten beim Zahlen laufender Fixkosten. Das löste kein großes Aha-Erlebnis bei ihm aus. Er schien genau zu wissen, was er zuerst zahlen sollte. Und war auch sichtlich betrübt, dass ihm dies nicht gelingen wollte. Das Leben sei einfach zu hart für ihn. Wie er es denn überhaupt aushalte, so ein schweres Leben zu leben, war meine nächste Frage. Was gäbe ihm denn die Kraft, noch immer irgendwie durchzuhalten?

Und da schilderte er mir, was er in der Freizeit so unternahm. Er hatte einen großen Bekanntenkreis und es schien sehr wichtig für ihn zu sein, dazuzugehören. Dazuzugehören zu einer Gruppe von Menschen, von der keiner einer geregelten Arbeit nachging. Ein Freundeskreis, der sich Tag für Tag im Gasthaus traf und das wenige Geld dem Wirt opferte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass diese Treffen mit Freunden wohl wichtig für ihn seien und dass sie es offenbar auch wert seien, die Mietzahlungen hintanzustellen, um mit den anderen mithalten zu können. Herr A. erkannte daraufhin einen Zusammenhang zwischen Freizeitgestaltung und Mietzahlung. Und obwohl er meinte, nichts an seiner Freizeitgestaltung ändern zu wollen, hatte er sich bis zum nächsten Termin bei mir einen alten Fernseher und einen gebrauchten Kühlschrank angeschafft. Ab da blieb er ein paar Mal die Woche zuhause und trank sein Bier aus dem eigenen Eiskasten und berichtete mir immer wieder mal stolz, wieviel er sich dadurch nun schon erspart hätte. Er fand auch wieder mehr Kontakt zu seiner Familie, begann seine Dokumente zu ordnen, sich Überblick über seine Schulden zu verschaffen und steckt derzeit in einem Kurs des Arbeitsmarktservice, in dem er seine beruflichen Kenntnisse verbessert und neue Leute kennenlernt.

SYMPTOMVERSCHREIBUNG ODER „SCHÖNE AUSSICHTEN“

Herr K., Herr M., Frau T... alle diese Gespräche fallen mir ein, wenn ich an meine Versuche denke, ein bisschen Öl ins Getriebe zu bringen.

Alle drei waren jung, gerade 20 Jahre alt. Unabhängig voneinander hatte jeder von ihnen eine Reihe von Schulden angehäuft. Das die Miete zu zahlen ist, wenn man in eine eigene Wohnung zieht, schien ihnen fremd zu sein. Jeder hatte seine eigenen Schwierigkeiten damit. Immer waren Eltern im Hintergrund, die letztendlich die Termine beim Sozialamt für die Kinder vereinbart hatten. Und in jedem dieser Fälle schienen die Eltern um einiges mehr Motivation an den Tag zu legen, als ihre Kinder. Ich fand dies auch verständlich. So ist das eben mit dem Erwachsen-Werden: die Eltern müssen lernen, sich zurückzunehmen und den Kindern nicht ständig dreinzureden. Und die Kinder treffen ihre eigenen Entscheidungen und lernen dann, mit deren Konsequenzen zurecht zu kommen. Das ist manchmal ganz schön schwer zu lernen. „Ich finde es sehr vernünftig, dass Sie sich bei so einem gravierenden Problem die Eltern als Unterstützung mitgenommen haben“, betonte ich. „Dennoch sind Sie volljährig und Ihre Unabhängigkeit ist zu respektieren. Da Sie sich nun aber offenbar dazu entschieden haben, sich noch nicht selbst um die regelmäßige Mietenzahlung zu kümmern und somit die eigene Wohnung voraussichtlich verlieren werden, bieten sich ja immer noch eine Reihe von anderen Möglichkeiten. Im Obdachlosenbereich wird heutzutage relativ viel Hilfe angeboten. Es gibt Tageszentren, wo man sich tagsüber aufhalten kann, Wohnheime für Obdachlose oder auch betreute Wohnungen. Mit ein bisschen Verhandlungsgeschick schaffen sie es vielleicht sogar, die Delogierung solange hinauszuschieben, bis ein Platz in einer betreuten Wohnung frei wird...“

Mit diesen Alternativen konfrontiert kam Herr K. auf die Idee, dass er sich seine Wohnung doch für einige Zeit mit seinem Bruder teilen könnte. Der wolle sowieso auch von zuhause ausziehen und zu zweit würden sie sich die Wohnung eher leisten können. Auch die Mutter schien dieser Lösung nicht abgeneigt zu sein und erklärte sich nach längerem Überlegen dazu bereit, die beiden in diesem Fall finanziell zu unterstützen.

Herr M. wiederum war doch noch motiviert genug, sich eine Ratenvereinbarung mit Wiener Wohnen auszuhandeln und erschien zu den nächsten Terminen bei mir mit bezahltem Mietbeleg und ohne seine Eltern.

Und auch Frau T. beschloss, die nächsten Monate ihre Miete selbst einzuzahlen, ließ aber zu, dass die Mutter ihr dabei noch einige Zeit über die Schultern schaute, um zu gewährleisten, dass sie auch alles richtig mache.

UMDEUTUNG ODER „DIE WAGEMUTIGE“

Frau L. zeigte mir ganz andere Beweggründe für einen Mietrückstand. Sie kam mehrmals zu mir, jeweils im Abstand von ca. einem Jahr. Jedes Mal mit nahezu dem identen Problem: drohender Wohnungsverlust. Und – was besonders auffiel – jedes Mal waren es nur wenige Tage bis zur tatsächlichen Delogierung. Beim ersten Mal erklärte sie mir, dass sie bereits zweimal mit Hilfe von Freunden und Bekannten eine Delogierung abgewandt hatte, diesmal aber nicht mehr weiter wüsste. Sie erhielt finanzielle Unterstützung und konnte ihre Wohnung so behalten. Beim zweiten Mal war die Ausgangslage die Gleiche, sie hatte nichts verändert an ihrer Zahlungsmoral, hatte trotz relativ regelmäßigem Einkommen die Mietzahlungen hintangestellt und ignoriert, dass die Bank keine Abbuchungen vom Konto mehr vornahm. Diesmal wurde nach neuen Strategien gesucht, sie stellte unter großem Zeitdruck einen Teil des Geldes selbst auf und erhielt von Wien Sozial nur eine geringe Unterstützung, damit sie im

nächsten Monat über die Runden kommen würde. Im Jahr darauf – gleiche Ausgangslage – wurde sie mit ihrer Bitte um finanzielle Hilfe abgewiesen. Doch während ich die Delogierung diesmal als unausweichlich sah, fand sie trotz allem einen Weg, dieses Schicksal von sich abzuwenden. Sie schaffte es, das Geld auszuborgen und Wiener Wohnen zu überzeugen, ihr nochmals eine Chance zu geben. Ein Jahr später war sie wieder bei mir. Diesmal hatte sie einige Fragen im Bezug auf ihren laufenden Pensionsantrag und so quasi nebenbei wurde klar, dass sie wiederum wenige Tage vor der Delogierung stand. Natürlich sei sie nervös, meinte sie. Aber sie sei sich doch sicher, das Ganze noch im Griff zu haben. Sie werde diesmal mit ihrer Bank sprechen und danach mit Wiener Wohnen. Es werde schon eine Lösung geben. Das Sozialamt brauche sie nicht mehr dazu. Beeindruckt von ihrer Haltung, erklärte ich ihr, dass sie die einzige Person sei, die ich kenne, die in so einer Situation bereits zum wiederholten Male so eine Gelassenheit zeige. Sie fühlte sich geschmeichelt. Es stellte sich heraus, dass solche Ungewissheiten ihr zwar durchaus schlaflose Nächte bereiteten, sie dadurch andererseits aber ziemliche Energien mobilisieren konnte und dann über ein erstaunliches Verhandlungsgeschick mit Freunden, Banken, Wiener Wohnen... verfügte. Es hatte ganz den Anschein, als liebe sie diese Aufregung in ihrem Leben und als sei die Tatsache, ein Unglück im letzten Moment abwenden zu können für sie eine große Selbstbestätigung. Da sie an ihrer Situation nichts verändern wollte, wünschte ich ihr – trotz meiner offen geäußerten Bedenken alles Gute. Sie wisse ja bereits, worauf sie sich einlasse. Anlass zur Sorge sei durchaus berechtigt. Schließlich sei ihre Zahlungsmoral eine ziemliche Gradwanderung. Und es sei nicht auszuschließen, dass Wiener Wohnen sich dazu entschlöße, keinen weiteren Delogierungsaufschub zu gewähren. Sollte ihr der ganze Stress daher doch noch zuviel werden, könne sie sich gerne an mich wenden, um eine neue Zahlungsstrategie zu überlegen oder schlimmstenfalls einige Informationen über Hilfsangebote bei Obdachlosigkeit einzuholen. Bis dahin aber wünsche ich ihr viel Kraft und Energie. Mit dieser meiner abschließenden Rede war sie höchst zufrieden und es bleibt abzuwarten, wie sie sich im nächsten Jahr entscheiden wird.

FRAGE NACH AUSNAHMEN ODER „DER PARADE-VATER“

Ein anderer Mietrückstand, eine anderer Ausschnitt einer Lebensgeschichte: Herr W. , 39 Jahre alt, eine schreckliche Kindheit hinter sich, vorbestraft, geschieden, mit einem Einkommen, dass aufgrund seiner Alimentationsverpflichtungen weit unter dem Existenzminimum lag.

Er war mit seiner Erzählung gerade am Tiefpunkt seines Lebens angekommen, als ich ihn danach fragte, wie er so eine Situation nur aushalten könne und wie es gekommen sei, dass er sich nicht schon längst von der nächsten Brücke gestürzt habe. Einigermaßen überrascht und aus dem Konzept gebracht, begann er nachzudenken und plötzlich wurden seine Gesichtszüge weich und ihm fiel seine kleine uneheliche Tochter ein. Ihr wollte er ein guter Vater sein. Sie sollte es einmal besser haben. Für sie würde er auch in Zukunft weiterkämpfen und war bereit, alles daran zu setzen um ein Vorbild für sie zu werden und ihr zu zeigen, dass man niemals aufzugeben brauche.

Wir überlegten gemeinsam, wie wohl so ein Parade-Vater aussehen sollte und welche der positiven Seiten wohl realistisch gesehen von ihm verwirklicht werden könnten.

Mittlerweile hat Herr W. seine Mietzahlungen großteils wieder im Griff, ist dabei eine Ausbildung nachzuholen und sein Leben in neue Bahnen zu lenken. Ab und zu gibt's einen „Rückfall“, seine finanzielle Situation ist immer noch schlecht, die Fixkosten immer noch fast so

hoch wie sein Notstandshilfenbezug und trotz Wechsel in eine günstigere Wohnung und Verzicht auf jeglichen „Luxus“ wie Telefon, Telekabel, neues Gewand usw.. wird sich ohne einen gut bezahlten Job nichts dran ändern. Und doch scheinen seine Alarml Glocken nun früher zu läuten, sodass er größere Katastrophen immer noch rechtzeitig abwenden kann. Sein Ziel hat er auch ein Jahr nach unserem ersten Gespräch noch vor Augen, der Kontakt zur Tochter ist gut und scheint ihm nach wie vor Kraft und genug Motivation zu geben, seinen Weg weiterzugehen.

Wahrscheinlich gäbe es noch eine Reihe anderer Begebenheiten, die hier aufzuzählen wären. Geglückte und auch missglückte Begebenheiten, die den Arbeitsalltag abwechslungsreich und spannend gestaltet haben und dazu beigetragen haben, die eigenen Interventionstechniken zu verfeinern und zu erweitern. Und so geht die Suche nach neuen Ideen immer weiter.

Es gibt eben noch vieles hier zu sehen...

MEINE WICHTIGSTEN QUELLEN..

... meine Klienten und Klientinnen, die mir mit ihren verbalen und nonverbalen Reaktionen und Rückmeldungen sehr rasch zeigten, ob ich auf der „richtigen“ oder „falschen“ Fährte bin
...meine Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich in den letzten Jahren zusammengearbeitet habe; mit denen ich viele der hier beschriebenen Phasen durchlaufen habe und die immer bereit waren, Ansichten und Methoden mit mir auszutauschen und im gemeinsamen Lachen wieder Abstand zu gewinnen

...all jene, die mit mir im Arbeitskreis „Kreative Lösungen für die Praxis“ der Vereins ASYS nach neuen Ideen und Möglichkeiten Ausschau hielten

... Walter Milowiz und Anneli Arnold, danke für diese wunderbare Ausbildung, die mir sehr viel Spaß machte und die das Leben zeitweise viel einfacher macht

... meine Familie und meine Freunde, die dafür sorgen, dass das Leben abseits der Sozialarbeit nie zu kurz kommt

... meine Eltern, die mich lehrten, auf die kleinen Dinge des Lebens zu achten und mir klarmachten, dass es immer einen Weg gibt

...der mir völlig unbekannte Laith Al-Deen, dessen Lied mir eines Tages über den Weg lief und dessen seltsamer Text mich immer wieder aufs Neue anspornte, diese Arbeit fertig zustellen

...und natürlich all die tollen Bücher, Artikel und Internetseiten, die ich zu meinem Thema gefunden habe:

Internetseite zur systemischen Sozialarbeit: <http://members.telering.at/asys.austria>

Bandler, R.: Veränderung des subjektiven Erlebens – Fortgeschrittene Methoden des NLP. Paderborn 1987

Cecchin, G., G. Lane und W. A. Ray: Respektlosigkeit – eine Überlebensstrategie für Therapeuten. Heidelberg 1993

De Jong, P. und I. Kim Berg: Lösungen (er-)finden – Das Werkstattbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. Dortmund 1998

Dilts, R. B. , T. Epstein und R. W. Dilts: Know how für Träumer – Strategien der Kreativität. Paderborn 1994

Farely, F., J. M. Brandsma: Provokative Therapie. Berlin 1986

Forman, B. und T. Ahola: Die Zukunft ist das Land, das niemanden gehört... – Probleme lösen im Gespräch. Stuttgart 1995

Kübler-Ross, E.: Interviews mit Sterbenden. Stuttgart 1969
Milowiz, W.: Teufelskreis und Lebensweg – Systemisches Denken in der Sozialarbeit. Wien 1998
Milowiz, mündliche Mitteilung Dezember 2003 -
<http://members.telering.at/asys.austria/systemische-sozialarbeit/pupage/indexpu.htm>
Rosen, S.: Die Lehrgeschichten von Milton H. Erickson. Salzhausen 1996
Siegel, S., E. Lowe: Der Patient, der seinen Therapeuten heilte – Einblick in die Psychotherapie. München 1995
Stanzl, P.: Presseinformation 2004 des Fachbereiches Sozialarbeit und Sozialhilfe
Watzlawick, P.: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn-Täuschen-Verstehen. München 1976

Fachtagung zur Systemischen Sozialarbeit

"Systemisches Handeln im sozialen Raum"

am 29./30. April 2005

Fachbereich Soziale Arbeit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

In Kooperation von

Prof. Dr. H. Kleve, Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin

Prof. Dr. J. Herwig-Lempp, Fachhochschule Merseburg

und Prof. Dr. W. Hosemann, Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Ein Bericht von Walter Milowiz und Christian Reiningger

Wir kamen verspätet an, zuerst wegen einer angeblichen verwirrten Person, die auf den Bahngleisen herumging. Später lag es dann daran, daß wir einen kurzen Blick in die Altstadt werfen wollten und den Weg unterschätzten. Alle anderen hatten andere Gründe, so daß wir trotzdem beim Empfang Schlange standen.

DIE ERSTEN EINDRÜCKE:

Ein - abgesehen von der Schlange - angenehmer Empfang, ein Vorlesungssaal mit ca. 160 Plätzen, etwa zwei drittel voll. Ein Herr am Podium, der darüber sprach, daß er uns jetzt unterhalten müsse, bis irgendwie klar würde, daß es jetzt beginnt. Unsere Vermutung, daß es sich um den Gastgeber, Herrn Prof. Hosemann handelte, bestätigte sich später.

Ungewohnt für uns aus Österreich, aber sehr angenehm: Alle Referenten hielten die Zeit ein, es gab keine Verlängerungen und keine verkürzten Pausen. Alle Vorträge waren klar, prägnant und knapp.

Sehr erfreulich fanden wir schon die bloße Existenz dieses Theorie-Praxis-Austausches, der in Österreich nicht so einfach zu finden ist, und daß das auch überregional geschieht. Die Tagung ist Teil einer Kette von Tagungen, die diese drei Hochschulen in Zusammenarbeit ausrichten: Letztes Jahr in Merseburg, heuer in Bamberg, nächstes Jahr wohl in Berlin (oder Potsdam?). Und es steht jetzt eindeutig fest: Der Begriff "systemisch" hat jetzt - nach Psychotherapie und Wirtschaft - auch vollen Eingang gefunden in die soziale Arbeit.

Hier wird nicht von Sozialarbeit gesprochen, sondern von sozialer Arbeit, ein Begriff, der offener ist und mehr einschließt - insbesondere auch die Sozialpädagogik.

Ein Schwerpunkt der Tagung ist klar der Luhmann'sche Ansatz, was einerseits zu einem sehr umfassenden, facettenreichen Bild verhilft, andererseits allerdings die Dynamik der zirkulären Selbstreproduktion auszublenden scheint.

Der zweite Schwerpunkt ist der lösungsorientierte Ansatz, der offenbar schon weit verbreitet ist. Auch hier gibt es unsererseits eine kritische Anmerkung: Diese Methode wird manchmal gleichgesetzt mit dem systemischen Ansatz schlechthin. Dann können größere Zusammenhänge und Reproduktionszirkel außen vor bleiben.

DER ABLAUF:

Heiko Kleve (bisher Berlin, jetzt in Potsdam) spricht im ersten Hauptvortrag über Effektivität in der sozialen Arbeit, schlägt als Maß dafür den altbewährten Slogan von "Hilfe zur Selbsthilfe" vor und schlägt einige Strategien vor, von denen er meint, daß sie die Erreichung dieses Kriteriums fördern:

- Eine ironische Haltung,

- Clevere Mogelei,
 - Nutzung von Phasenmodellen,
 - Erzeugung von Unterschieden, die Unterschiede machen,
 - Akzeptanz autopoietischer Autonomie,
- das postmoderne Organisationsmodell und
- Das explizite Beobachten des Beobachters.

Den zweiten Hauptvortrag widmete Käthi Vögeli aus Luzern mit ansteckendem Enthusiasmus den Wirkungen des lösungsorientierten Arbeitens in verschiedenen Bereichen von der Basisarbeit bis in die Organisation hinein, und kommt zu den gleichen Ergebnissen, wie sie sowohl bei Berg zu finden sind als auch in unserer eigenen Studie im Bereich betreutes Wohnen.

Trotz Regens wurden wir am Abend durch die Stadt geführt - nicht zum gewöhnlichen Sightseeing, sondern mit einer Ballade, die sich aus allen möglichen "Geschichteln" der Stadt zusammensetzte und uns doch auch zu den Sehenswürdigkeiten führte: Legenden, die sich um Plätze und Denkmäler der Stadt ranken. Bamberg ist eine äußerst liebenswerte Stadt, durchzogen von Fluß und Kanälen (auch der Rhein-Main-Donau-Kanal geht durch die Stadt), zwischen denen der mittelalterliche Stadtkern Platz gefunden hat. Zuletzt wird noch bei halb fachlichen, halb persönlichen Gesprächen das Bamberger Bier getestet (es gibt etwa 80 Brauereien in Bamberg...), und unsere Favoriten sind klar das Rauchbier und das Doppelbock.

Am zweiten Tag gibt es dann zweimal je acht Workshops zur Auswahl, hauptsächlich mit Beschreibungen von systemischer Arbeit in verschiedenen Praxisfeldern, aber auch theoretischen und methodischen Angeboten:

- Halweig Hanke: Von der Aktivierenden Befragung zum Cafe "Plaudergarten". Ein studentisches Projekt im sozialen Brennpunktgebiet Halle (Saale)
- Ulrike Marr: Systemische Praxis im Sozialraum - Sozialarbeit für die Polizei
- Michael Biene: Eltern aktivierende Arbeit
- Wolfgang Geiling/Matthias Gensner: Systemische Jugendarbeit im ländlichen Raum
- Dr. Björn Kraus: Systemisch-konstruktivistisches Machtverständnis in seiner Bedeutung für die Soziale Arbeit
- Prof. Dr. Frank Früchtel/Wolfgang Budde: Sozialer Raum als Kontext neuer Professionalität
- Prof. Dr. W. Hosemann/Mareike Müller/Monika Kühner: Grundbegriffe systemischen Handelns (vhb-Kurs)
- Ludger Kühling: Was können Fort- und Weiterbildungen zur Umsetzung systemischer Handlungskonzepte für den Sozialraum beitragen? - Masterstudiengang
- Dr. Georg Singe: Sozialraumbudgets in der Kinder- und Jugendhilfe - systemisch betrachtet
- Judith Schobert/Marco Heß: Der ASD im Spannungsfeld zwischen Einzelfallarbeit und Sozialraumorientierung
- Ellen Seifert: Die Chancen von Sozialtherapie bei der Behandlung von Sexual- und anderen Straftätern durch die Integration systemischen Arbeitens ins Gesamtkonzept der Einrichtung

- Christoph Bartelworth: Spinnennetz und warmer Regen... Methoden systemischer Teambberatung im Rahmen stationärer erzieherischer Hilfen nach SGB VIII (KJHG)
- Andreas Hampe-Grosser/Prof. Dr. Heiko Kleve: Systemisches Casemanagement
- Prof. Käthi Vögtli: Immer wieder, immer neu: Lösungen ins Auge fassen!
- Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp: Die VIP-Karte - ein Instrument für die systemische Sozialarbeit
- Dr. Veronika Hammer: Sozialer Raum und Soziale Arbeit

Die Mittagspause reichte gerade, um neue Beziehungen zu festigen (nicht mehr zum Mittagessen...), und der Abschluß für kurze Statements von Teilnehmern über die Workshops. Das Jazz-Nachprogramm mußten wir leider streichen, um nicht auf der Heimfahrt dreimal umzusteigen und bis nach Mitternacht mit Regionalzügen unterwegs zu sein.

FAZIT

Interessante neue Kontakte, die uns zuversichtlich machen in Hinblick auf eine produktive EU-Lernpartnerschaft, eine spannende 10-Jahrestagung des ASYS und auf zukünftigen interessierten und interessanten Austausch zwischen deutschen und österreichischen systemischen SozialarbeiterInnen.

Integration – ein Wort auf der Suche nach Inhalten

EU-Lernpartnerschaft G2

Ergänzende Ansätze aus Bildung und Sozialarbeit. Ein systemischer Theorie – Praxis- Diskurs
Von Christian Reininger

INTEGRATION AUS DER SICHT SOZIALER ARBEIT:

Der Tätigkeitsbereich sozialer Arbeit liegt im Spannungsfeld zwischen Person und Gesellschaft. Auftretende Konflikte zwischen diesen beiden Parteien sollen konstruktiv bearbeitet und zu erwartende präventiv abgefangen werden. Es ist nun naheliegend, zunächst eine Lösung dort zu erarbeiten, wo ein direkterer Zugang möglich ist: beim einzelnen Menschen bzw. bei einer Gruppe von Menschen. Es steht ein reichhaltiges Methodeninventar bereit, wie Einzelne oder auch Mehrere dahingehend begleitet werden, den Konflikt durch eine Änderung ihrer Wahrnehmung, ihres Verhaltens, ihres Fühlens und/oder ihres Denkens zu beenden oder zumindest abzuschwächen. Diese Vorgangsweise ist sehr pragmatisch und scheint oftmals zu funktionieren.

Nun lässt sich verstärkt in den letzten Jahren beobachten, dass die Entwicklungsmöglichkeiten für eine wachsende Anzahl an Menschen auch in Österreich zunehmend eingeschränkter werden. Die Theorie und die Praxis sozialer Arbeit bemüht sich intensiv darum, noch effizientere Möglichkeiten zu finden und umzusetzen, die dem Individuum bzw. Gruppen ihre Anpassung auch an diese erschwerte Situation ermöglichen. Die Verknappung der Ressourcen des Gemeinwesens scheint aber weiter zuzunehmen. Dadurch werden teilweise massive Einschränkungen miterzeugt, die die Nachfrage und die Herausforderung an sozialer Arbeit steigern, während gleichzeitig vermehrt die Mittel fehlen, dieses Angebot ausreichend zu setzen. Die daraus resultierenden Konflikte sind zeitversetzt vor allem in den nächsten Jahren zu erwarten, aber schon jetzt zeigt sich eine Zunahme an konfliktträchtiger Interaktion. Das von vielen Praktikern beschriebene aggressivere Klima und die Zunahme an Depressionen könnten beispielsweise auch als Symptome eines eskalierenden Konfliktes zwischen den Einzelnen und der Gesellschaft interpretiert werden. Es ist naheliegend, dass eine einseitig auf die Person oder Gruppen ausgerichtete Problemlösung hier an ihre Grenzen stößt. Wie könnten alternative Konzepte zur Konfliktbewältigung angesichts dieser aktuellen Herausforderungen in Theorie und Praxis aussehen?

INTEGRATION AUS BILDUNGSPOLITISCHER SICHT:

Ähnlich kann man Vorstellungen von „Bildung“ formulieren: Menschen sollen befähigt werden, ihre Wahrnehmung, ihr Verhalten, ihr Fühlen, Denken und Wissen in einer Weise zu gestalten, die ihnen möglichst optimale Teilhabe an der „Welt“ erlaubt - wobei die Vorstellungen, was optimale Teilhabe an der „Welt“ sei, ein Spielfeld ideologischer Auseinandersetzungen abgibt. Dennoch: Bildung läßt sich beschreiben als der Austausch zwischen einer Gesellschaft und ihren Individuen schlechthin. Zugang zur Bildung heißt Offenheit zum Austausch von beiden Seiten: Seitens der Gesellschaft und seitens der Individuen. Bildung ermöglicht dem Individuum, sich in der Gesellschaft zu orientieren Orientierung zu vermitteln, also „sich selbst und anderen nützlich zu sein“, so, dass dieser Prozeß der gegenseitigen ständigen (und nicht nur lebenslangen) "Weiterbildung" in Aktion bleibt.

Die letzten Jahren hingegen haben eine Entwicklung beschleunigt, die Oskar Negt als „historisch neuartige Situation des Kapitalismus“ bezeichnet, „wo sich das, was man betriebswirtschaftliche Rationalität nennen könnte, volkswirtschaftliches Denken völlig dienstbar gemacht hat. Die betriebswirtschaftliche Mentalität ist zur vorherrschenden Ideologie geworden und zum suggestiven Kernbereich von Rationalität.“

In einer gesellschaftlichen Ideologie, in der das Verschieben von Kosten von der Volkswirtschaft zu Einzelnen Grundlage rationalen Handelns, und das Prinzip des Warenaustauschs zur einzigen Vorstellung menschlicher Beziehungsmöglichkeiten geworden ist, bedeutet das für Sozialarbeit wie Bildung gleichermaßen, dass Nützlichkeitsersparungen an sie v.a. von Forderungen nach effizienter Dienstleistung geprägt sind.

Bildung wiederum gerät zunehmend zur additiven Vermittlung von Know-how und Tools, die die „Kunden“ nach der unmittelbaren Verwertbarkeit beurteilen und kaufen können.

Die „Doppelfunktion“ von Bildung, zugleich affirmativ als auch subversiv zu wirken, und gerade über diesen Widerspruch ihr integratives und emanzipatorisches Potenzial zu entfalten, steht damit in Frage, die Entscheidung fällt zunehmend zugunsten affirmativer Ausgrenzungssysteme, Integration als wichtiger Komplementärauftrag von Bildungseinrichtungen entfällt. In dieser Perspektive ist „Integration“ kein Beziehungsgeschehen im Bildungsprozess, sondern eine Sondermaßnahme, die an Bedürftigen vollzogen wird – und damit die Desintegration bestätigt. Die Funktion der Mehrheit in diesem Prozess gerät aus dem Blick.

Ausblick

Gemeinsam ist Sozialarbeit und Bildung also der Auftrag, den oben beschriebenen Austausch zwischen einer Gesellschaft und ihren Individuen zu öffnen und offen zu halten. Der Dialog zwischen Sozialarbeit und Bildung in Bezug auf „Integration“ scheint uns in Bezug auf folgende Fragestellungen besonders fruchtbar:

- Welche Inhalte sind gemeint, wenn heute allenthalben von „Integration“ die Rede ist? Läßt sich der Begriff überhaupt noch jenseits der fatalen „Ausländer“-Diskussionen nutzbar machen? Wie wäre Integration als gegenseitiger Prozess beschreibbar, der auch die „Mehrheit“ einbezieht, in die Verantwortung nimmt und unterstützt? Wie ermöglicht man Kontakte zwischen ausgegrenzten Einzelnen und der Mehrheit, die auf Wechselseitigkeit beruhen?
- Welche gemeinsamen, bzw. ergänzenden Aufgaben ergeben sich daraus für Sozialarbeit und Bildung, welche Kooperationsformen sind denkbar?
- Wie wird in unterschiedlichen Ländern und Institutionen mit den Konflikten umgegangen, die aus den gegenwärtigen sozioökonomischen Veränderungen entstehen?

Ziel der Lernpartnerschaft wäre, sich mit diesen Fragen auseinander zu setzen.

Da es bei diesem Thema immer auch um eine Auseinandersetzung mit Macht bzw. erlebter Ohnmacht geht, scheint uns eine gleichwertige Einbeziehung von Theorie und Praxis unerlässlich. Inhalte und Diskussionen der Lernpartnerschaft sollen in jeweils national organisierten Tagungen und Workshops auch der öffentlichen Auseinandersetzung zugänglich gemacht werden.

"Knapp daneben...."

Renate Fischer

*Wer völlig daneben steht,
bemerkt, dass man daneben auch stehen kann.
Wenn etwas daneben geht,
sieht man, dass man daneben auch gehen kann.
Wer um Welten daneben liegt,
entdeckt, dass daneben weitere Welten liegen.
Westend, 28.Jänner 2005*

Am 3. Juni 2005 fand in den Räumlichkeiten von ASYS das SemiNarr „Knapp daneben“ statt.

„...Ich habe mich gleich von der SemiNarr-Idee angesprochen gefühlt. Da ich schon einige Seminare besucht habe, freute ich mich auf die etwas andere Art ein Seminar zu erleben.

Die Eingangsrunde machte mir Spaß. Da ich es nicht gewohnt bin, mich ausschließlich nonverbal auszudrücken, fand ich die Idee anregender als die üblichen Vorstellungsrunden. Die Darstellung von problematischen Situationen im Alltag hat lustige Lösungen für die Praxis hervorgebracht. Ich konnte mir darüber hinaus wertvolle Anregungen für den Umgang mit breitbeinigen, platzinnehmenden U-Bahnfahrern holen. Zu guter Letzt wurden Lösungen förmlich aus Büchern gezaubert.

Ich hatte viel Spaß bei dem SemiNarr und hoffe, dass Renate und Christian noch vielen Interessierten die Möglichkeit an einer Teilnahme dieser kreativen Veranstaltung geben werden....“

Richard Stelzer

....., „Nervt dich der Macho in der U-Bahn, der gleich 2 Plätze für sich beansprucht?“

„Willst Du Deinen pubertierenden Nachwuchs zu mehr Haushaltstätigkeiten motivieren?“

„Wie schaffe ich es, genügend für meine letzten Prüfungen an der Uni zu lernen?“

Sie wollen nicht mehr grübeln, wie kann ICH das Problem der anderen lösen, oder nachdenken:“ Was sind meine Anteile daran, dass der Macho 2 Plätze besetzt, dass mein Sohn daheim nichts tut....

Dann kommen Sie zum nächsten“ SemiNarr“.

Hier wird über das Problem nicht endlos diskutiert, sondern gehandelt.

Kurze, griffige Sequenzen geben Inputs.

In Rollenspielen können Wirkungen erprobt werden.

Lösungen sind dann zum Greifen nahe !.....

Werbeeinschaltung von Brigitte Gaunersdorfer

„...Das Seminarr hat "fit for" danebenstehen statt reinfallen, danebengehen statt steckenbleiben gemacht und war ein befreiender Zyklus aus Spaß und Ernst. Ich finde, es würde uns allen viel mehr davon gut tun, denn ein wenig "ver-rückt" sein ist viel lustiger als "be-drückt" sein und ganz im systemischen Sinn tut es gut mal aus dem "eigenen Sumpf" ein wenig rauszutreten, weil man dann halt wieder ein paar Teile besser sieht....“

Renate Pokorny

„....Lassen sie sich gratis heilen! So oder ähnlich könnte die Werbung für dieses SemiNarr lauten. Viele Menschen besuchen Lachseminare, Coachings, endlose Therapien, Supervisionen usw. Hätten sie das SemiNarr besucht, sie würden sich einen großen Teil sparen - denn alles war enthalten. Spaß und Lachen, ernsthaftes Beleuchten von Problemen und witzige Lösungen dazu, sogar körperliche Ertüchtigung war vorgesehen.

Wie kann das funktionieren, werden sie sich sicher fragen. Also begonnen hat es mit einer ...“

Susanne Jirsa

für's Frühjahr 2006 ist wieder ein SemiNarr geplant!
Nähere Infos bei Christian Reiningger und Renate Fischer unter:
reiningger@tele2.at und RenateFischer@gmx.at

Was man gelesen haben muß....

Hirnforscher und die Vermessung des freien Willens

Von Florian Staeck, Ärzte Zeitung, 10.02.2005

FRANKFURT/MAIN. Mein fester Wille - ein pure Illusion? Die Erkenntnisse moderner Hirnforscher haben eine Debatte entzündet, die mittlerweile Züge eines Kulturkampfes trägt. Neurowissenschaftler machen sich daran, ihr Fach zur neuen Leitdisziplin in den Humanwissenschaften zu erklären. Die akademische Philosophie, bislang alleine zuständig für Fragen der Ethik und Erkenntnistheorie, sieht sich frontal angegriffen. Vor kurzem luden Philosophen Hirnforscher bei einem Symposium in Frankfurt zum Kräftemessen ein.

"Wird Ethik durch Hirnphysiologie überflüssig?" - was Philosophen im Kongreßtitel noch mit

"Indem wir empfinden, daß wir Wünsche haben, schreiben wir ihnen einen Willen zu."

Professor Gerhard Roth
Hirnforscher und
Neurophysiologe

einem Fragezeichen versehen, ist aus Sicht einiger prominenter Hirnforscher längst erwiesen: Ihrer Meinung nach - so der Psychologe Wolfgang Prinz, Direktor am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in München - "tun wir nicht, was wir wollen, sondern wir wollen, was wir tun". Als Begründung führen die Forscher hirnpfysiologische Experimente an, denen zufolge jeder Handlung ein physiologisch

nachweisbarer Prozeß im Gehirn vorausgeht.

Wenn das Ich glaubt, eine Entscheidung zu treffen, ist sie im Gehirn schon längst initiiert worden. Beobachtbar in einem naturwissenschaftlichen Sinne ist unser Gefühl, frei zu sein, nicht.

FROSTIGES KLIMA ZWISCHEN HIRNFORSCHERN UND PHILOSOPHEN

Das "tue unserem überlieferten Selbstverständnis weh", so der Direktor des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung in Frankfurt am Main, Professor Wolf Singer. Das ist aus Sicht von Philosophen eine Untertreibung. Denn ist alles Handeln biologisch bedingt, dann bleibt kein Platz für einen "autonomen Raum der Gründe", wie es der Frankfurter Philosoph Dr. Klaus-Jürgen Grün formuliert. Dieser Raum, in dem der Mensch abwägend und sich rechtfertigend versucht, Urteile und Handlungen miteinander in Einklang zu bringen, ist die Basis allen Nachdenkens von Philosophen.

Das Klima zwischen Neurowissenschaftlern und Philosophen ist also frostig: Jüngst wies noch Peter Bieri, in Berlin lehrender Philosoph, die Behauptung, es gebe keine Willensfreiheit, als ein "Stück abenteuerliche Metaphysik" zurück. Der Bremer Hirnforscher Professor Gerhard Roth wiederum nannte die Mehrzahl der Philosophen "Minimal-Naturalisten": Verbal würden

sie ein metaphysisches Weltbild ablehnen, zugleich gingen sie davon aus, daß der Mensch nicht vollständig durch seine Natur festgelegt ist. "Wie paßt das zusammen?", fragte Roth.

Grund genug, die drei bestimmenden Denkansätze, die die Debatte über Hirnforschung und Willensfreiheit prägen, zu skizzieren:

"Das Ich ist eine soziale Konstruktion, aber deshalb ist es noch keine Illusion."
Professor Jürgen Habermas

Determinismus: Einige prominente Neurobiologen vertreten die These, daß alle Leistungen des Gehirns, seien sie kognitiver, perceptiver, affektiv-emotionaler oder motorischer Art - nach beobachtbaren Naturgesetzen, also determiniert, ablaufen.

Dies steht völlig im Kontrast zu unserem Gefühl, subjektiv in unseren Entscheidungen frei zu sein. Dieser Begriff von Handlungsfreiheit, den die Deterministen anzweifeln, hat zwei Komponenten:

a) Das bewußte Ich ist Träger aller Wünsche, Vorstellungen und Handlungspläne.

b) Das Ich hätte, wenn es gewollt hätte, auch anders handeln können.

Dieses Konzept von Willensfreiheit, sagte der Hirnforscher Gerhard Roth in Frankfurt, "widerspricht allen Erkenntnissen der Neurowissenschaftler über Willenshandlungen". Das Ich, so schreibt es Roth in seinem Buch "Denken, Fühlen, Handeln", ist eine Instanz, die ihren Produzenten, das Gehirn, leugnet. Wir sind Weltmeister, wenn es darum geht, rückwirkend unseren Handlungen Intentionen zuzuschreiben.

Roths Lieblingsbeispiel: Wir kommen vollbepackt aus dem Kaufhaus und könnten bei einer Befragung viele Gründe dafür angeben, warum der Kauf der Dinge angeblich von langer Hand geplant war. "Indem wir empfinden, daß wir Wünsche haben, schreiben wir ihnen einen Willen zu", sagt Roth. Der evolutionäre Zweck des Ichs ist für Roth primär ein Hilfsmittel der Selbstvergewisserung, "ein Werkzeug für das Unbewußte, komplexe Situationen besser zu meistern". Die Thesen von Roth oder Singer radikalisieren das berühmte Diktum Sigmund Freuds, nach der das Ich nicht Herr im eigenen Haus sei. Verfechter des Determinismus ziehen zugleich das humanistische Menschenbild in Zweifel, das wir von uns selbst zeichnen: Danach sind Vernunft und Verstand Grundlage menschlichen Handelns.

DAS STRAFRECHT BASIERT AUF DER VORSTELLUNG VON WILLENSFREIHEIT

Die gesellschaftlichen Konsequenzen eines solchen deterministischen Forschungsansatzes sind fundamental und noch nicht annähernd diskutiert. Ein Beispiel: Das Strafrecht basiert auf der Vorstellung von Willensfreiheit - die die Hirnforschung aber in Frage stellt. Die Annahme, der Täter hätte, wenn er willens gewesen wäre, auch anders als moralisch verwerflich handeln können, ist die Grundlage jeder Verurteilung. Roth hingegen plädiert dafür, auf den bisherigen Begriff von Schuld zu verzichten. Was an dessen Stelle treten soll, bleibt unklar.

Dualismus: Vertreter des Dualismus halten ungeachtet der jüngsten Experimente der Hirnforscher an der Unterscheidung von Geist und Gehirn fest. Einer der prominentesten Vertreter dieser Denkrichtung ist der Philosoph Jürgen Habermas. Er zeichnet ein nicht-deterministisches Bild der Interaktion von Geist und Gehirn. Zentraler Vorwurf Habermas' gegen die Verfechter eines naturwissenschaftlichen Determinismus: Sie erliegen einem

Reduktionismus, indem sie das Freiheitsbewußtsein eines Menschen zum - im Gehirn nicht meßbaren - Epiphänomen erklären.

Dabei verlieren, so Habermas, die Verfechter des Determinismus selbst den Anschluß an die Alltagspsychologie: Auch ein Wissenschaftler wie Wolf Singer, der als Forscher den Glauben an die Freiheit als Irrglauben entlarvt, geht - so erklärte er in einem Interview - nach getaner Arbeit nach Hause und rüffelt seine Kinder, die tagsüber Unsinn getrieben haben.

Ein Selbstwiderspruch: Nähme er an, seine Kinder seien in ihren Handlungen nicht frei, könnte er sie nicht bestrafen. Für Habermas ist der Mensch einerseits Naturwesen, andererseits ist das "Ich als eine soziale Konstruktion zu verstehen, aber deshalb ist es noch keine Illusion". Damit meint Habermas: "Geist" ist keine Substanz, sondern das Ich versichert sich in der Kommunikation mit anderen Menschen, ob seine eigenen Intentionen und Urteile einer Überprüfung von außen standhalten. "Der Prozeß des Urteilens ermächtigt den Handelnden zum Autor einer Entscheidung", schreibt Habermas.

Aus neurobiologischer Sicht dagegen spielen Intentionen und Urteile nur "die Rolle nachträglich rationalisierender Kommentare zum unbewußt verursachten und neurologisch erklärbaren Verhalten" - und müssen rätselhaft bleiben, weil sie keine Funktion haben. Dagegen hält Habermas an einem Dualismus von Geist und Gehirn fest, wenn er Handlungsfreiheit erklärt: "Der Handelnde kann sich von einem organischen Substrat, das als Leib erfahren wird, ohne Beeinträchtigung seiner Freiheit ‚bestimmen‘ lassen, weil er seine subjektive Natur als Quelle des Könnens erfährt."

Kompatibilismus: Vertreter des Kompatibilismus nehmen eine vermittelnde Position im Streit zwischen Hirnforschern und Philosophen ein. "Das Geistige", sagte der Frankfurter Philosoph Professor Wolfgang Detel, "ist zwar fest in der Natur verankert, doch hat es dennoch autonome kausale Kräfte". Dagegen reduzieren Vertreter des Determinismus den Menschen auf seine physikalischen Aspekte, lautet der Vorwurf von Kompatibilisten.

Der Mensch ist flugunfähig - kann aber Flugzeuge bauen

Den Gegenentwurf beschreibt der Münchener Philosoph Thomas Buchheim: "Naturgesetze zwingen nicht, sie beschreiben lediglich, wie sich bestimmte Dinge verhalten." Sein Beispiel: "Anders als Vögel sind Menschen von Natur aus flugunfähig. Der Mensch kann aber Flugzeuge erfinden." Freiheit ist keine physikalische Eigenschaft.

Menschliche Entscheidungen gründeten in Gedanken, die sich zwar neurobiologisch als elektrische Impulse nachweisen lassen. Doch aus der physikalischen Bedingtheit des Denkens kann nicht auf die Bestimmtheit der Gedanken geschlossen werden. Genau das wäre - so Buchheim - ein Kategorienfehler. Ein Beispiel: Niemand käme auf die Idee, die Schönheit eines Gemäldes dadurch zu ergünden, indem er die Farben schichtweise abträgt.

FREIHEIT BEDEUTET: URTEIL UND WILLE ZUR DECKUNG ZU BRINGEN

Vermeidet man dieses metaphysische Mißverständnis von Freiheit der Deterministen, dann eröffnet sich ein Denkansatz, den der Philosoph Detel als "weichen Naturalismus" bezeichnet. Dieser erlaubt es den Vertretern des Kompatibilismus, eine "autonome geistige Kraft" in der Welt anzunehmen, "ohne zugleich fordern zu müssen, diese Kraft müsse auch naturgesetzlich wirksam sein".

Frei handeln wir, so Detel, "wenn unsere Handlungen überwiegend durch gute Gründe bedingt sind". Unfrei dagegen sind wir, wenn unser Urteil und unser Wille auseinanderfallen und wir sie nicht zur Deckung bringen können - zum Beispiel bei einem Süchtigen, der wider besseres Wissen einem Zwang erliegt.

Damit sich Philosophen und Hirnforschern annähern, das zeigte das Frankfurter Symposium, müssen Geisteswissenschaftler kein neues Menschenbild erfinden. Doch sie können (Natur-)Wissenschaftlern helfen, so schreibt es der Philosoph Peter Bieri, uns "im Denken zu orientieren" - um das alte Bild vom Menschen besser zu verstehen.

Bücher

BARDMANN, THEODOR. M. & SANDRA HANSEN: DIE KYBERNETIK DER SOZIALARBEIT. EIN THEORIEANGEBOT. AACHEN 1996.

Umdefinieren! Wenn es deShazers fixe Idee war, zu vereinfachen, dann kann man von der Aachener Gruppe sagen, es sei das Umdefinieren. Sie machen die Möglichkeit, Dinge anders zu sehen, zur Hauptbeschäftigung. Der Bezug zur realen Sozialarbeit ist kaum vorhanden, das müssen wohl die Sozialarbeiter selbst schaffen. Oder die Supervisoren, die mit Sozialarbeitern arbeiten.

Das ist vielleicht ein Nachteil an dem Buch. Davon abgesehen sprüht es von Anregungen, die Welt neu zu betrachten.

Es beginnt mit der „Eigenschaftslosigkeit als Eigenschaft“ von Bardmann und zwar als Eigenschaft der sozialen Arbeit, die nur dadurch, dass sie sich auf keine Eigenschaften festlegen lässt, dass sie springt mit ihrem Blickwinkel, dass sie ihre Auffassung und ihre Selbstauffassung ständig verändert bzw. undefiniert lässt, wirksam werden kann, kleine Änderungen in die Welt bringen kann. Von Foerster's nichttriviale Maschine wird zum Ursprung der Veränderbarkeit von Geschehnissen.

Dann die „Motive einer Kybernetik zweiter Ordnung“ von Hansen: Sie zählt einige Aspekte einer Kybernetik zweiter Ordnung auf und zeigt auf, wie diese zu Problem/Lösungs-Unterscheidungen führen können:

Die Beobachtung zweiter Ordnung, Modelle und Metaphern der Kommunikation, Subjekt-Objekt-Beziehung, Die Wiederkehr des ausgeschlossenen Dritten, die Netzmetapher und die Temporalisierung von Komplexität.

Der Parasit nach Serres wird als „neue“ Metapher für den Beobachter angeboten, als einer, der durch sein Tun alle Denkgewohnheiten in Frage stellt, um Neues zu ermöglichen. Auch Luhmanns Vorschlag, alles, was geschieht, inklusive der Vergangenheit und der Zukunft als aktuelles Geschehen zu betrachten – im Gegensatz zur Freudianischen Auffassung von Geschichte, die immer schon vorbei ist, dient demselben Zweck.

Auch hier wird die Bedeutung für die Sozialarbeit zwar ausführlich dargestellt, Beispiele dafür, wie sich das konkret auswirkt, fehlen aber.

Und dann führt Bardmann die ganze Idee von Serres' Parasiten noch aus (in „Der ausgeschlossene eingeschlossene Dritte“) und spielt mit dem Begriff in „Parasiten – nichts als Parasiten mit dem Begriff, bis der Leser entweder verwirrt ist, oder sich freut über die vielen Möglichkeiten der Umbewertung, die ständig neue Gestalten und Figuren erscheinen lässt.

Ein Buch, das man lesen sollte, von dem man aber nichts erwarten sollte, weil das zu sehr einengt, um die vielen kleinen Wendungen und Überraschungen, die es bringt, zu genießen.

Walter Milowiz

